

6/09

FREIHEIT

# Scholien

von Rahim Taghizadegan

Ausgabe 06/2009

Institut für Wertewirtschaft, Wien

<http://wertewirtschaft.org>

[scholien@wertewirtschaft.org](mailto:scholien@wertewirtschaft.org)

# Freizeit

Teurer, treuer Leser!

Vielen Dank für die Geduld, zumal ich erneut im Verzug bin. Die zwei Ausreden, die ich dafür anbieten kann, widersprechen sich diametral. Einerseits läßt mir die Geschäftsführung unseres Instituts, bei deren Delegation ich noch nicht gänzlich erfolgreich war, nicht so viel Zeit zum Lesen und Schreiben, wie ich gerne hätte. Andererseits habe ich zu viel Freizeit und unterstehe nur selbst gewähltem Druck, was zum Hinausschieben einlädt.

Widersprüche wie diese lassen sich am ehesten durch genauere Begriffsdefinition aufklären. Die Zeit, die zum Lesen und Schreiben fehlt, ist eigentlich nicht fehlende Zeit. Es ist fehlende Muße. Die dazu nötigen Musen vertreibt das Tagesgeschehen. Im Gegensatz zum Berufstätigen unserer Tage bin ich da freilich in einer sehr privilegierten Situation. Meine „Freizeit“ ist nicht auf Abende reduziert, an denen man mangels Muße nach einem Arbeitstag nur noch vor dem Fernseher Zerstreuung zu suchen vermag. Dabei ist es eine selbsterfüllende Prophezeiung, daß man zu nichts anderem mehr Kraft hat als sich passiv berieseln zu lassen.

Und doch bin ich natürlich der Zerstreuung durch das Geschehen ausgesetzt. Die Muße flüchtet, wenn unzählige unvollendete Aufgaben im Kopf schwirren. Der sprachliche Gegensatz zum Wort Zerstreuung ist die Konzentration – und die scheint immer schwerer zu fallen. Was liegt der Epidemie an Konzentrationsschwäche zugrunde, die uns befällt? Einige Gründe sind naheliegend, aber erscheinen mir nicht gänzlich befriedigend. Da möchte man ja schon fast einen *tin foil hat* überziehen! Ich scherze natürlich. Es ist „wissenschaftlich erwiesen“, daß Stanniolumützen keinen hinreichenden Schutz gegen *thought control* bieten.\*<sup>(1)</sup>\*

Vermutlich ist es die Bequemlichkeit, die der Konzentrationsfähigkeit zusetzt. Unser Leben ist heute in der Regel so angenehm, daß das Angenehme zur Regel wird. Vor der Wahl zwischen einer mehr und einer weniger angenehmen Option, siegt meist erstere. Ablenkung ist bequemer als Lenkung, Passivität bequemer als Aktivität. Das ist keine Moralpredigt, sondern eine Feststellung. Wer will schon ein unangenehmeres Leben?

Ich genieße überwiegend Freizeit, das heißt Zeit zur freien Einteilung. Diese Zeit ist leider nicht automatisch frei verfügbare Muße. Wenn man etwas genauso gut morgen tun kann

wie heute, wissen wir um die Präferenz fauler Leute. Der Streß unserer Tage, niemals für nichts „Zeit“ zu haben, ist vermutlich Bequemlichkeit.

Freizeit ist, wie ich bereits zuletzt angedeutet habe, ein wirklich seltsames Konzept. Sie gilt allgemein als erstrebenswert und doch freut sich niemand darüber, daß sie gerade rasant im Steigen begriffen ist: Noch ist die aufgestaute Arbeitslosigkeit nicht in der kollektiven Wahrnehmung angekommen. Das wird ein böses Erwachen.

Wenn die Freizeit in aller Munde ist, jeder danach zu streben und dafür zu leben scheint, dann ist dies ein guter Indikator dafür, daß sie rar ist. Seltenes Gut ist kostbar. Es handelt sich um jene Zeit, in der man sich nicht als getriebenes Rädchen in einem sinnlosen Werk fühlt. Doch wenige können diese Zeit anders füllen, als durch sinnloses Getriebensein.

Bei jenem Begriff, den ich diesmal als Aufhänger wähle, ist es genauso. Er unterscheidet sich ja auch nur durch einen Buchstaben: Freiheit.

## Entdecken des Offensichtlichen

Da ich also überwiegend Freizeit habe und kaum arbeite (*robote*) aber viel werke, kann ich auf Urlaub verzichten und

mich den Reizen der Heimat widmen. Das Schicksal hat es so eingefädelt, mir eine etwas unhandliche Heimat zu bescheren, nämlich die Großstadt Wien.

Bei den sommerlichen Temperaturen lamentierte ich zunächst darüber, daß Wien keine Küstenstadt sei. Der nächste große See ist der etwas zu seichte Neusiedler See im Burgenland. Dann machte ich jedoch eine überraschende Entdeckung. Wien hat in Wirklichkeit einen riesengroßen Strand. Ein Gewässer hatte ich nämlich vollkommen übersehen: die Donau. Der durch die Regulierung abgetrennte Altarm Alte Donau und das Entlastungsgerinne Neue Donau bieten entlang der gesamten Stadtausdehnung sauberes Badewasser in so luxuriöser Menge, daß die Anzahl der Badenden darin verschwindet.

Natürlich kannte ich diese allgegenwärtigen Gewässer bereits, aber die Suche nach einem nahen Badesee hatte sie vollkommen aus meinem Gedächtnis verdrängt. Ich war hinreichend zerstreut, um das Naheliegende zu übersehen. Der Ökonom Israel M. Kirzner, ein Schüler Ludwig von Mises', von dem ich in den USA viel lernen durfte, hält die meisten unternehmerischen Entdeckungen für ähnlich: Nicht die Dinge waren verborgen, sondern die Menschen noch nicht bereit, sie zu

sehen. Der erfolgreiche Unternehmer sieht, was andere nicht erkennen, weil sie achtlos daran vorbeigehen und ihnen die Bedeutung entgeht.\*<sup>2</sup>\*

Fixe Ideen, die Naheliegendes übersehen lassen, nennen böse Zungen manchmal *learned incapacity* – angelernte Unfähigkeit. Eine Ausbildung, die sich zu stark an Modellen der Welt orientiert und zu wenig an der Welt selbst, begünstigt diese Unfähigkeit. Diese Warnung ist allerdings schon sehr alt: *De docta ignorantia* („Über die belehrte Unwissenheit“) ist eine im Jahr 1440 entstandene Schrift des Philosophen und Theologen Nikolaus von Kues (Cusanus).

## Heimkehr

Meine „Entdeckung“ erinnerte mich an eine schöne Parabel von G.K. Chesterton. Er erzählt die Geschichte eines britischen Seefahrers, der sich auf eine große Entdeckungsreise begibt. Als er auf Land stößt, wo er es nicht erwartet hat, jubelt er über eine Neuentdeckung. Triumphierend geht er an Land und hisst die britische Flagge. Er ist überglücklich, ein so schönes Land entdeckt zu haben. Tatsächlich hatte er sich jedoch bei seinem Kurs verrechnet und war wieder an der Küste Großbritanniens gelandet. Doch er ärgert sich nicht,

sondern ist ganz froh. Schließlich muß er das schöne, neue Land nun nicht für eine beschwerliche Heimreise wieder verlassen. Er bleibt da und ist doch zugleich schon heimgekehrt.✽<sup>3</sup>✽

Das Modell dieser Parabel ist ein altes persisches Märchen, das in immer neuer Form wiederkehrt und stets beeindruckenden, zeitlosen Erfolg hat. Auf der Suche nach einem großen Schatz läßt ein Mann alles zurück und zieht in die Ferne (von Bagdad nach Ägypten), nur um dort zu erfahren, daß der Schatz auf seinem Heimatgrund vergraben sei. Im Tiroler Märchengut findet sich eine nahezu identische Geschichte unter dem Titel „Der Traum von der Zirler Brücke“.✽<sup>4</sup>✽

Der schon letzthin vorgestellte Sufi-Lehrer Jalal al-Din Muhammad Rumi deutete dieses Märchen theologisch als die Suche nach Gott. Er dichtet:

*Ich suchte nach Gott unter den Christen und am Kreuz,  
doch dort fand ich ihn nicht.*

*Ich ging in die alten Götzentempel,  
keine Spur war dort von ihm.*

*Ich trat in die Berghöhle von Hira und drang weit ein,  
aber Gott fand ich nicht.*



*Dann richtete ich meine Suche zur Kaaba,  
der Zuflucht von Alt und Jung;  
Gott war nicht dort.  
Schließlich blickte ich in mein Herz  
und dort sah ich ihn;  
er war nirgendwo anders.*

In der modernen Bequemlichkeits-Theologie des „Spirituellen“ schlug das Märchen mit besonderer Wirkung ein. Russell Herman Conwell, ein baptistischer Priester des frühen 20. Jahrhunderts in den USA, hatte mit einer Nacherzählung großen Erfolg. Seine Rede *Acres of Diamonds* (Diamantenäcker), die auf dem Märchen basiert, begründete die US-Industrie für „spirituelle“ Selbsthilfe und „Motivation“. Conwell wiederholte dieselbe Rede 6.000 Mal – heute läßt sich mittels moderner Medien wesentlich einfacher skalieren. Doch schon die Vortragshonorare machen Conwell zu einem reichen Mann, der mit seinem Vermögen die *Temple University* in Philadelphia begründete.

Wer annimmt, daß sich das schlichte Märchen dadurch irgendwann abgenützt haben sollte, irrt. Vor nicht allzu langer Zeit wurde Conwells Erfolg in noch größerem Ausmaß wiederholt. Der Bestseller „Der Alchimist“ des brasilianischen

Autors Paulo Coelho basiert ebenfalls auf jenem Märchen und wurde eines der am meisten übersetzten Bücher aller Zeiten. Bisher wurden mehr als 65 Millionen Exemplare weltweit verkauft.

## Zen

Der Buddhismus-Kenner Dr. Michael Twardosz, der mit seinen umfangreichen Hinweisen zu einer wichtigen Quelle meiner Scholie wurde, weist mich auf ähnliche Motive als Essenz des Zen-Buddhismus hin. Eines seiner Lieblingsgedichte teile ich gerne:

*Der Berg Lu im dichten Regen; der Fluß Che zur Flutzeit.*

*Wäre ich nicht dort gewesen, meine Sehnsucht hätte mich immerfort weiter gequält!*

*Ich ging hin und kehrte zurück.*

*Es war nichts im Besonderen:*

*Der Berg Lu im dichten Regen; der Fluß Che zur Flutzeit.*

Dies kann als Metapher für einen epistemologischen Kern des „Zen“ angesehen werden, wie ihn ein Weiser beschrieb:<sup>(5)</sup>\*

*Bevor ich Zen dreißig Jahre lang studiert hatte, sah ich Berge als Berge und die Wasser als Wasser an. Als ich zu einem tieferen Wissen gelangte, kam ich an den Punkt, wo ich sah, daß Berge*

*keine Berge und Wasser keine Wasser sind. Jetzt aber, wo ich das Innerste des Zen begriffen habe, habe ich Ruhe. Einzig deshalb, weil ich Berge erneut als Berge und Wasser erneut als Wasser sehe.*

Die erste intellektuelle Pflicht in unserer Welt, die so rational durchdrungen, so akribisch verwaltet, so fortschrittlich und einheitlich scheint, besteht darin, die Widersprüche zu erkennen und zu benennen. Diese Art von Skeptizismus ist der Erkenntnis dienend, denn er ist vorübergehend und nicht als Selbstzweck das Ziel und damit Ende (im Englischen dasselbe Wort) des Denkens und so eine neue „Wahrheit“ konstituierend. Diese Anti-Wahrheit wäre der Relativismus bzw. Nihilismus.

Das Prinzip des *Wu Wei* habe ich zuletzt nur in dessen Beziehung zur Regierungstätigkeit diskutiert. Natürlich handelt es sich um ein viel größeres Konzept: um eine Weltsicht. Vielleicht entspricht es dem Prinzip eines betrachtenden Zulassens der Widersprüche, ohne sich von den Widersprüchen verzehren zu lassen. Als Ziel folgt das Schauen der Wahrheit als Ganze, das keinen Einzel-„Wahrheiten“ mehr folgt.

Ich suche in meinen Scholien, wie ich schon eingangs erläutert habe, ganz bewußt Widersprüche und Paradoxa. Sie sollen aus falschen Harmonien befreien. Doch dort darf man

nicht stehen bleiben, nicht krampfhaft Widersprüche einführen und zelebrieren. Dies läuft auf den Zynismus hinaus, der nur das Fehlen der Wahrhaftigkeit sieht, oder den Relativismus, der die Unzugänglichkeit der Wahrheit als neue Wahrheit eifersüchtig verehrt. Wenn ich von Orientierung an der Wahrheit schreibe, dann meine ich dies als Einladung, das wundersame Muster zu betrachten, das die Widersprüche bilden und darin die Welt zu erkennen, nicht einen Ausschnitt der Wirklichkeit zu verabsolutieren. Es ist nicht die Orientierung an *einer* Wahrheit gemeint, denn der krampfhaft Singular impliziert erst recht einen Plural, den es nicht gibt.

Dr. Twardosz bringt den buddhistischen Zugang so auf den Punkt: *Wahrheit ist das Ganze, das man nur „sehen“ kann.* Er leitet daraus ab: *Die Wirklichkeit ist Sache der Wissenschaft, die Wahrheit ist Sache der Philosophie und Religion.* Ersterem Satz stimme ich zu, zweiterem nur mit Vorbehalt. Ich würde sagen: Wirklichkeiten sind rein rational und physisch faßbar, die Wahrheit verläuft aber über die Wirklichkeiten hinaus und hat eine metaphysische Dimension. Etwas kann richtig sein, aber noch lange nicht wahr.

Bei Frithjof Schuon fand ich eine interessante Diskussion der Beschränktheit der rationalistischen Erfassung der Wahrheit: *Der Rationalismus – im allgemeinsten Sinne – hält nur für wahr, was seiner Ansicht nach bewiesen werden kann, ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen, dass die Wahrheit unabhängig ist von unserer Neigung, sie anzunehmen oder abzulehnen. Andererseits entspricht ein Beweis stets einem besonderen Ursächlichkeitsbedürfnis, sodass es Wahrheiten gibt, die unmöglich jedermann bewiesen werden können und dennoch nichts weniger als »unbeweisbar« sind. Die rationalistische Denkweise übersieht auch, dass es Ursächlichkeitsbedürfnisse gibt, die nicht etwa auf Klugheit, sondern im Gegenteil auf Beschränktheit zurückzuführen sind und die folglich nichts weniger als allgemeingültige Ausgangspunkte des Denkens darstellen. Wären die Blinden sehend, so könnten sie keine Beweise des Lichtes verlangen.\*<sup>6</sup>\**

Schuon stellt in seinem sehr empfehlenswerten Buch *Von der inneren Einheit der Religionen*, das in obiger Endnote angegeben ist, auch ein gutes Beispiel dar für den Zugang angesichts der Widersprüche der Welt, den ich eben zu skizzieren versuchte. Er zeigt theologisch sehr kundig, wie unterschiedliche Religionen trotz offensichtlicher Widersprüche gleichzeitig wahr sein können. Doch Vorsicht: Mit einem falschen Zu-

gang verleitet dies zum furchtbaren Mißverständnis der Gleichmacherei. Die „ökumenische Bewegung“ erliegt zu einem großen Teil diesem Mißverständnis. Um die Wahrheit der Religionen zu sehen, muß man ihre Widersprüche erkennen und benennen. Entschärft man sie, gleicht man sie an, macht man sie „kompatibel“ und „modern“ und gießt sie alle in der zeitgeistigen Soße der „Toleranz“ auf, bleibt ein ununterscheidbarer Brei übrig, der ganz bestimmt unwahr ist. Schon die eben angedeutete „innere Einheit“ ist allenfalls etwas, das man als Muster von Widersprüchen erfahren kann, als verkündete „Wahrheit“ ist sie gefährlich, denn sie wird sofort als Relativierung der Religionen mißverstanden. Dieser Drahtseilakt gelingt Schuon: Er missioniert nicht für eine neue Einheitsreligion, sondern hilft Gläubigen ihre eigene Religion besser zu verstehen. So ist das klare Erkennen und Benennen der Widersprüche zwischen den Religionen die Voraussetzung für einen wahrhaften Dialog. Der Papst weist in seiner aktuellen Enzyklika, auf die ich noch zu sprechen kommen werde, in eine ähnliche Richtung:

*Denn die Wahrheit ist „lógos“, der „diá-logos“ schafft und damit Austausch und Gemeinschaft bewirkt. Indem die Wahrheit die Menschen aus den subjektiven Meinungen und Empfindungen*

*herausholt, gibt sie ihnen die Möglichkeit, kulturelle und geschichtliche Festlegungen zu überwinden und in der Beurteilung von Wert und Wesen der Dinge einander zu begegnen.\*7\**

## Dichtung und Wahrheit

Wenn nicht alles, was richtig ist, auch wahr ist, kann dann auch Unrichtiges wahr sein? Unwahres Richtiges meint Unvollständigkeiten, kleine Ausschnitte, die richtig und wirklich sind, aber für sich genommen in die Irre führen, wenn der Kontext fehlt. Wenn etwas hingegen unrichtig ist, weil es unwirklich ist, also gar nicht real vorhanden oder dem real Vorhandenen widersprechend, dann kann es in der Tat wahr sein.

Das Wirkliche, das unwahr ist, habe ich schon früher einmal unter dem Titel „Realismus“ angedeutet. Der Realismus, den ich meine, macht aus der Realität einen Ismus, eine Ideologie, erhebt also das gegenwärtig Bestehende zum alleinigen Maß aller Dinge. Er sieht nur, was bereits ist, nicht was sein kann und reduziert damit unweigerlich die Welt auf das bisher Materialisierte. Ich bin überzeugt davon, daß der Traum eines Menschen wahrhafter sein kann als seine gegenwärtige Realität. Der Traum, wenn er keine bloße illusionäre Träu-

merei ist, kann für das stehen, was der Mensch sein kann, will und soll. Die Realität des Menschen hingegen kann die bloße Momentaufnahme eines Zufallsbildes sein, in der sich das Wirken des Menschen noch nicht materialisiert hat oder verschüttet ist.

Diese Diskrepanz steht hinter einem interessanten Paradoxon, daß sich im iranischen Kulturkreis beobachten läßt: Es gibt kaum eine Kultur, die im Umgang für den Außenstehenden weiter entfernt von der Wahrheit scheint. Die extremen Höflichkeitsformen des ta'arof sind für den nüchternen Realisten bizarre Lügenkonstrukte. Auch das Denken ist oft, wie die dafür geformte Sprache, eher poetisch als rational. Dies führt zu verhängnisvollen Mißverständnissen. Eine Bekannte verlor ein für sie sehr wertvolles Erbstück, weil sie den Fehler machte, eine Europäerin mit iranischer Höflichkeit zu bedenken: Diese hatte die Schönheit des Stücks bewundert. Das Höflichkeitszeremoniell gebot, dieses Stück sogleich (einmal) als Geschenk anzubieten. Das Zeremoniell sieht nämlich vor, daß jedes Angebot zunächst höflicherweise abgelehnt werden muß (auch wenn man es eigentlich annehmen möchte), worauf dann nochmals mit Nachdruck angeboten werden kann. Doch der europäische Gast kannte das Zeremoniell nicht und



nahm sofort dankend das schöne Erbstück in Besitz, was für Iraner eine geradezu unglaubliche Unhöflichkeit darstellt. Natürlich durfte die so Brüskierte das Stück nicht mehr zurückfordern und mußte es schweren Herzens abtreten.

Auch sonst ist der Umgang von Iranern mit der Wirklichkeit sehr spielerisch, um es freundlich auszudrücken. Dies scheint deshalb paradox, weil man wissen muß, daß im Iran seit Urzeiten ein religiöser Kult der Wahrheit gepflegt wurde. Mithra war gleichzeitig der Schwurgott und von Königen wurde absolute Wahrhaftigkeit erwartet, bei einer Lüge würden sie ihre Königswürde verlieren. Herodot berichtete über die alten Perser: *Ihre Haupttugend ist Tapferkeit. Ferner gilt es als ein Verdienst, viele Söhne zu haben. Sie unterweisen die Knaben vom fünften bis zum zwanzigsten Jahre; aber nur drei Dinge lernen sie: Reiten, Bogenschießen und die Wahrheit zu sagen. Diese Sitte lobe ich, ebenso die andere, daß nicht einmal der König einen Menschen wegen eines Vergehens erschlagen darf; überhaupt kein Perser an seinem Knecht aus einem bestimmten Anlaß eine tödliche Strafe vollziehen darf. Eine Bestrafung ist nur nach sorgfältiger Abwägung möglich. Das Entehrendste ist bei ihnen das Lügen. An zweiter Stelle steht das Schuldenmachen, weil ihrer*

*Meinung nach ein Schuldner notwendigerweise in die Lage kommt zu lügen.\*<sup>(8)</sup>\**

Doch beim spielerischen Umgang mit der Wirklichkeit handelt es sich nur scheinbar um Lügen. Wer die Umgangsformen kennt, weiß, was nicht wörtlich zu nehmen ist. Oft kann die Höflichkeit näher an der Wahrheit sein als die verletzende Konzentration auf das momentan Wirkliche: die Gemütslage, der Trieb, das Mißgeschick, der Mangel.

In diesem Sinne übertrumpft die Dichtung oft den „Tatsachenroman“, der so oft Problemliteratur ist. Und auch die Überlieferung kann oft einen besseren Eindruck von der Wahrheit geben als die Daten. „Real“ auffinden können wir nur den fossilierten Mageninhalt, nicht den fossilierten Geistesinhalt.

## Freizeitpolitik

Zurück zur Wirklichkeit, von der ich eben abgeschweift bin – begünstigt durch die Hitze. Wien ist also ein überaus angenehmer Ort. Auf den ersten und zweiten Blick erweckt es den Eindruck eines gut verwalteten Freizeitclubs. Eine große Donauinsel, geschaffen durch die erwähnte Donauregulierung, gilt als Symbol dieser Freizeitpolitik. Die Sozialingeni-

eure, die für die Verwaltung der Stadt verantwortlich sind, betrachten diese Politik als praktizierte Sozialdemokratie. Jeden Sommer wird dieses Regime mit einem großen, „kostenlosen“ Fest auf besagter Donauinsel gefeiert, mit viel Popkultur und fünf Millionen Liter (!) Bier aus Plastikbechern. Der Mythos um die Donauinsel besagt, daß sie von den Sozialdemokraten in heldenhaftem Kampf gegen reaktionäre Kräfte dem Strom abgerungen wurde, um sie der Bevölkerung als großes Freizeitgebiet zu schenken. Dieser Mythos und die vermeintlich gute Verwaltung konstatieren die Machtbasis des politischen Systems von Wien. Dabei erinnert sich freilich niemand mehr daran, daß die Donauinsel ursprünglich mit sozialdemokratischen Schlafburgen hätte zubetoniert werden sollen.

Die Stadtzeitung Falter, das örtliche Bobo-Organ, schrieb einmal in ungewohnter Schärfe: *Die Wiener SPÖ setzt ihre Brot-und-Spiele-Strategie schlau ein. [...] Ob Picknicks im Stadtpark am Sonntagnachmittag oder die Events, die ständig vor dem Rathaus stattfinden – die Stadt unterhält ihre Einwohner quasi andauernd so gut, dass kaum Platz für Missmut bleibt.*<sup>9)</sup>

Wie man unschwer erkennen kann, bin ich dieser Freizeitpolitik nicht sehr zugetan. Nicht daß ich etwas gegen Freizeit

hätte. Doch der Eindruck der „guten Verwaltung“ ist eine gefährliche Illusion. Wien ist eine reiche Stadt: das kulturelle Erbe ist groß, der Finanzstrom durch Tourismus (vier Milliarden Euro Jahr) und Kongresse immens, die österreichische Bürokratie saugt viele Ressourcen nach Wien, zahlreiche internationale Organisationen führen den UN-Jetset in die Stadt, und schließlich war Wien das Zentrum des Kreditbooms in Osteuropa. Der konfiskatorische Steuerstaat konzentriert ungeheure Finanzmittel in den Händen der Stadtverwaltung. Dies bleibt natürlich nicht ohne Auswirkung auf den Charakter derselben, es ist kaum übertrieben, von „organisierter Kriminalität“ zu sprechen. Ein ironisches Erlebnis dazu: Nach einem Vortrag von Hans-Hermann Hoppe im Hotel Imperial beobachtete ich heimlich in der Nacht an der dortigen hochpreisigen Bar Bürgermeister Häupl, wie er nach Sperrstunde (die Bar war gänzlich leer) eine Runde von Unternehmern unter den Tisch soff und Deals schloß. Häupl ist auch bekannt dafür, sich edle Weinflaschen per Taxi nachchauffieren zu lassen.

Bei jedem privaten Unternehmen würde „gute Verwaltung“ ein nachhaltiges Haushalten mit knappen Mitteln implizieren. Nicht so bei staatlichem „Wirtschaften“. Die Wiener würden sich wohl noch besser „verwaltet“ fühlen, wenn ihre

Freizeitangebote fortan nicht nur durchgehend subventioniert, sondern vollkommen „kostenlos“ wären. Freier Eintritt in Konzerte, Museen, Oper, Kinos, Bäder und Freifahrt auf allen Verkehrsmitteln – so sieht wohl der allgemeine Traum aus. Kurz: Wien als Alles-inklusive-Freizeitclub. Mit jeder neuen Annehmlichkeit steigen auch die Ansprüche. Was ist denn gegen ein solch irdisches Paradies einzuwenden?

Die Antwort des ökonomischen Spielverderbers ist hierauf stets, daß kein Manna vom Himmel fällt. Ein Freizeitclub darf dann nicht als gut verwaltet gelten, wenn er nicht nachhaltig bestehen kann, sondern das Kapital aufgezehrt wird. Ein aktuelles Fanal dieser Politik ist, in Zeiten, in denen die fehlende Nachhaltigkeit des Kreditbooms offensichtlich wird, alle großen Wiener Bahnhöfe zeitgleich in riesige Baustellen zu verwandeln, um dort subventionierte Konsumtempel und Büroblöcke zu errichten.

Wenn ich über das aktuelle Wiener Regime lästere, dann impliziert das wie immer keine politische Voreingenommenheit. Die Alternativen sind mindestens so übel, haben bloß den großen Vorzug, nicht an der Macht zu sein. Die ÖVP konkurriert mit der SPÖ ausschließlich darin, unbefriedigte Ansprüche aufzudecken. Dann wird plakatiert, was die unver-

schämte SPÖ den Bürgern an Kostenlosem und Billigem vorenthalte. Jeder kommt mit seinen Ansprüchen zum großen Wahlbuffet und wetteifert darum, wer die größten an Land ziehen kann. In der Regel geht es um Freizeitpolitik. Der größte politische Erfolg der ÖVP war es, für „ihr“ Stadtfest endlich auch eine staatliche Subvention zu bekommen. Die junge ÖVP wirbt mit der Forderung um die Gunst, die U-Bahn rund um die Uhr fahren zu lassen, damit die Jugendlichen nicht unverschämterweise beim nächtlichen Komatrinken für den Nachtbus oder das Taxi *extra* bezahlen *müssen*. Die Anspruchspolitik ist ganz im Sinne der Bundespartei, die den totalitären Zwangskindergarten zur endgültigen Zerstörung der Familie absegnete unter der Bedingung, daß er *kostenlos* sei.

Die offizielle Zahl von mehr als 11 Milliarden Euro jährlichen Ausgaben der Stadtverwaltung muß in Relation zu den Produzenten dieser Mittel betrachtet werden. Deren Zahl ließ sich auf die Schnelle nicht ermitteln, weil in offiziellen Statistiken stets und ganz bewußt privat Beschäftigte und städtische Bedienstete vermengt werden. Ganz zu schweigen vom großen und wachsenden Segment „ausgelagerter“ selbständiger Erfüllungsgehilfen. Würden die Financiers der Stadt, die Steuerzahler, ahnen, wieviel sie wofür konkret bezahlen und

daher arbeiten müssen, sprächen wohl nur noch die Subventionierten von „guter Verwaltung“

Einer meiner Studenten an der Wirtschaftsuniversität verglich in seiner Seminararbeit Steuern und Sklaverei. Sind Steuern nicht auch ein Arbeiten für fremde Zwecke? Korrekterweise müsste man aber von einer Leibeigenschaft sprechen. Würden wir die „Errungenschaften“ unserer Zeit ähnlich positiv betrachten, wenn uns bewußt wäre, wie viel sie uns kosten? Das hektische Getriebensein des sogenannten „Kapitalismus“, in dem das Effizienzdiktat unerbittlich zur Produktivität zwingt, ist primär eine Folge der Finanzierung unersättlicher Ansprüche. Es ist also paradoxerweise der Durst nach Freizeit der die Freizeit reduziert. Die Welt in der jedes Vergnügen „kostenlos“ ist, kann kein wirkliches Vergnügen mehr erlauben. Das „Freizeitangebot“ wird dann zu einer standardisierten Karotte, die dem Massenmenschen zu Förderung seiner Produktivität vorgehalten wird: *Kraft durch Freude*. Am Abend sinkt er erschöpft vor den Fernseher, während die Sozialingenieure kostenlose Cocktails bei kostenlosen Ausstellungen mit kostenloser Musikdarbietung schlürfen.

Noch einfacher als durch Steuern läßt sich dieses vermeintliche Schlaraffenland mittels Kreditmengenausweitung schaf-

fen. Der Marktsozialist Abba P. Lerner, einer der Vordenker der aktuellen Wirtschaftsordnung, schrieb 1944 in seinem Buch mit dem bezeichnenden Titel „The Economics of Control“: *Die Regierung kann alles Geld, das sie benötigt, beschaffen, indem sie es druckt, wenn es nur darum ginge, Geld zu beschaffen.*<sup>\*10\*</sup> Die wahre Absicht von Steuern wäre jedoch, wie das Wort schon verrät, die Menschen zu steuern, indem man ihnen weniger Ressourcen zur eigenen Verfügung überläßt.

## Bürgergeld

Wenn ich gegen Steuern agitiere, dann nicht deshalb, weil ich besonders neidig bin. Es geht mir auch nicht darum, es vollkommen auszuschließen, daß sich Menschen finanziell an einem Gemeinwesen beteiligen. Meine Suada hat eine ganz gegenteilige Intention. Es ist keine Kultur des Gebens, die hier aus den Fugen geraten ist, wie etwa der Potlatch-Kult. Vielmehr haben wir es mit einem interessanten Umstand zu tun, daß sich eine Kultur des Nehmens selbst verzehrt.

Ludwig von Mises teilte in einem Artikel eine wichtige Beobachtung, die hilft, ein Paradoxon zu erkennen. Er hält es als alter Liberaler für ganz „selbstverständlich“, daß *die Bürger die*



*Kosten des Staatsapparates zu bestreiten haben. Im Haushalt des Einzelnen erscheine der Staat als ein Ausgabenposten. In der massendemokratischen Moderne jedoch drehe sich dieses Verhältnis um: Heute herrscht die Auffassung vor, daß der Staat das Volk zu erhalten habe. Der Einzelne fragt: Was bekomme ich vom Staat? Er findet, daß der Staat ihm mehr schulde als er ihm wirklich gibt. Und als Wähler verleiht er dieser Auffassung Ausdruck.\*<sup>(11)</sup>\**

Dies ist ein Teufelskreislauf. Die Zunahme von Ansprüchen legitimiert ein System des Konsumsozialismus, in dem auf Kredit, d.h. durch Vortäuschung von Kapital, durch Umverteilung, d.h. durch Absaugen von gegenwärtigem Kapital, und durch Schulden, d.h. durch Verpfänden von zukünftigem Kapital, konsumiert werden kann als gäbe es kein Morgen. Dieses System wiederum untergräbt laufend die vermeintlich „erworbenen Ansprüche“ durch stete Entwertung und schubweise Korrekturen. Als Reaktion darauf werden die Ansprüche umso verzweifelter geltend gemacht.

Ein weiteres sehr aufschlußreiches Beispiel für den Bewußtseinswandel hin zu einer Kultur des Nehmens ist die Umdeutung von Begriffen wie etwa „Bürgergeld“. Ursprünglich verstand man darunter, den Kostenbeitrag, den ein Bürger zu

leisten hatte, um das Bürgerrecht zu erlangen: als Einstiegsge-schenk und Zeichen guter Absicht an die Gemeinschaft, die ihn aufnehmen sollte. Heute meint „Bürgergeld“ das Wunschbild eines „Grundeinkommens“ – also eine vom Staat an jeden „Bürger“ auszahlende Apanage. Damit wäre dann das Versprechen der Revolutionen, die Europa und die Welt in den letzten Jahrhunderten umrührten, endlich erfüllt: Jeder Mensch eine Prinzessin! Und auch die Infantilisierung wäre an ihr würdiges Ende gekommen.

Dieses Anspruchsdenken wird durch eine moderne Umdeutung von „Rechten“ begünstigt. Es gilt als Tabu, daß eine katalogartige Aufzählung von Wünschen, sogenannte „Menschenrechte“, das Um und Auf der Entwicklung wäre. Nun habe ich freilich gar nichts dagegen einzuwenden, das Leben und die Würde der Mitmenschen als heilig zu betrachten. Aber die Anspruchsmentalität, daß jeder von uns ein Mittelpunkt der Welt sei, dem diese Welt etwas schulde, halte ich für üble Vermessenheit. Ein „Recht“ auf Nahrung ist der Wunsch, ernährt zu werden, ein „Recht“ auf Obdach der Wunsch, beherbergt zu werden. Diese Wünsche sind umso verständlicher, je schwieriger es für Menschen wird, selbst für ihr Auskommen zu sorgen. Doch paradoxerweise sind die

Rufe nach diesen „Rechten“ dort am lautesten, wo die Menschen im Überfluß leben. Es ist genau dieser Überfluß der das Anspruchsdenken gebiert. Wenn die eigene Versorgung scheinbar ohne Mühe gesichert ist, entstehen leicht Illusionen des Wohlstands ohne Arbeit und Kapitalbildung. So wie der Strom aus der Steckdose, kommt das Geld aus dem Bankomaten.

## **Der Ayatollah und die Freiheit**

Dieser Aspekt der Menschenrechte wird auch im islamischen Raum oft kritisiert. Um es nicht allzu leicht zu machen, wähle ich als Vertreter dieser Kritik einen Denker aus, der auf keinerlei Sympathie hoffen darf. In einem Büchlein von Ayatollah Muhammad Taghi Mesbah Yazdi fand ich eine sehr interessante Diskussion der Freiheit aus islamischer Perspektive. Vielleicht erinnert sich der eine oder andere Leser noch an diesen Namen aus der letzten Ausgabe. Es handelt sich um „das Krokodil“, den spirituellen Berater von Präsident Mahmud Ahmadi-Neschâd.

Taghi Mesbah ist wie die meisten schiitischen Geistlichen ein Kenner der westlichen Philosophie, die er sehr kundig diskutiert. Die Kultur des modernen Westens sieht er auf drei

Säulen beruhend: Die erste sei der Anthropozentrismus. Der Mensch stünde im Mittelpunkt der Welt und alles müsse sich um ihn drehen. Die zweite Säule sei der daraus folgende Säkularismus: Da der Mensch an die Stelle von Gott tritt, wird die traditionelle Religion nach und nach durch eine neue Religion des Fortschritts ersetzt. Als „Liberalismus“ bezeichnet der Ayatollah schließlich die dritte Säule und beschreibt diese sinngemäß so: *Der Mensch wird als von Natur aus edel (adelig) angesehen. Dessen vollkommene Freiheit ist höchstes Gebot, er darf keinerlei Beschränkungen ausgesetzt sein ...* ﴿12﴾

Taghi Mesbah erkennt allerdings sehr richtig, daß der Begriff „Freiheit“ extrem problematisch ist und analysiert zunächst zahlreiche Bedeutungen, die streng zu unterscheiden sind. Jene Bedeutung der Freiheit, die aus seiner Sicht des Islams positiv bewertet ist, ist die Freiheit als Voraussetzung der menschlichen Vervollkommenung: *Gott hat den Menschen mit einem freien Willen und der Fähigkeit, sich zu entscheiden, ausgestattet, damit er den Pfad der Vervollkommenung selbst beschreiten kann – seine Wahl und sein Wille sind die Füße, mit denen er diesen Pfad betreten kann. Ohne diese kann er nicht am Ziel ankommen.*

Sodann diskutiert der Ayatollah die zulässigen Beschränkungen dieser Freiheit durch andere Menschen. Dabei gelingt ihm etwas, wozu westliche Intellektuelle kaum noch fähig scheinen: sehr klar zwischen Recht und Moral zu unterscheiden. Ein Beispiel, das er dazu gibt: *Wenn eine Person nicht betet oder, Gott behüte, privat eine Sünde begeht [...], schadet sich diese Person selbst. [...] Niemand ist es jemals gestattet, die Person deshalb zu verfolgen, denn das Ausforschen von privaten Handlungen ist unrechtmäßig.*

Diese Verteidigung des Privaten durch den derzeit schlimmsten Hardliner des Iran ist bemerkenswert und macht vielleicht die starke Diskrepanz zwischen privatem und öffentlichem Raum im Iran etwas verständlich, die ich zuletzt erwähnt habe. Sie steht freilich in starkem Kontrast zu Taghi Mesbahs Auffassungen hinsichtlich des öffentlichen Handelns. Toleranz ist ihm dabei fremd. Die Argumentation ist allerdings gut geführt. Das Recht müsse dort einschreiten, wo Mitmenschen durch das Handeln des einzelnen in Mitleidenschaft gezogen werden. Die Konzentration auf rein materielle Folgen sieht Taghi Mesbah als Verengung des westlichen Materialismus. Warum sollte das Recht spirituelle Folgen vernachlässigen, wo diese doch aus islamischer Sicht viel schwerwie-

gender wären? Was sei schon das gestohlene Eigentum im Vergleich zur gestohlenen Seele, wenn Menschen unter schlechten Einfluß geraten?

Dabei legt er seinen Finger auf einen wunden Punkt des westlichen Verständnisses von „Menschenrechten“. Mit einem sehr drastischen Beispiel (es handelt sich ja schließlich um einen „Hardliner“) diagnostiziert er einen Widerspruch: *Wir wählen den Islam aus freien Stücken, und der Islam verlangt von uns, daß diejenigen, die islamische Heilige beleidigen mit dem Tode bestraft werden. Der Westen behauptet, dies verstoße gegen die natürlichen Rechte des Menschen. Denn jeder Mensch habe von Natur aus das Recht, alles zu sagen, was er will. [Gleichzeitig habe jeder Mensch das natürliche Recht der freien Religionsausübung]. Daher widersprechen sich Meinungsfreiheit und Religionsfreiheit in der Erklärung der Menschenrechte.*

Versuchen wir zunächst die uns fremde Härte des Beispiels zu verstehen: Das Argument dahinter ist, daß die Verächtlichmachung von Objekten religiöser Anbetung eine reale Auswirkung auf die Mitmenschen hat, die deren Seelenheil bedroht – so wie ein Diebstahl eine reale Auswirkung hat, die deren Lebensgrundlage bedroht – wenn schon nicht im Besonderen, so doch im Falle des allgemeinen „Einreißens“.

Ähnlich sei es beim Predigen potentiell gesellschaftszerstörender Inhalte.

Das Beispiel ist drastisch, aber der Widerspruch im Kern richtig erkannt, auch wenn man so wie ich der Todesstrafe für Apostaten abgeneigt sein mag. Die „Religionsfreiheit“ gilt offenbar nur für säkulare Religionen, die den Geboten der „Menschenrechte“ entsprechen. Genauso ist es bei der „Meinungsfreiheit“ – sie endet beim „Haßprediger“. Aus der Sicht des Anhängers der säkularen Ersatzreligion sind die Grenzen alle klar: er vertritt die einzige Wahrheit und gewährt allen im Rahmen dieser Wahrheit „Freiheit“ – wer dieser Wahrheit aber nicht folgt, vor dem muß die „Freiheit“ geschützt werden. Für den Islamisten stellt es sich genau spiegelbildlich dar. Der westliche „Aufklärer“ ist aus seiner Sicht ein Haßprediger, der die Religion und damit die Gesellschaft aufzulösen droht. Nur durch Aufzählung von Ansprüchen lassen sich diese Widersprüche nicht lösen.

## Moderne Korruption

Der schiitische Klerus wird oft als mittelalterlich gescholten. Ich finde vieles an diesem auszusetzen, insbesondere dessen wachsende Korruption. Wie ich zuletzt beschrieb, ist Ahma-

di-Neschâd genau deshalb eher ein Widersacher des Klerus – ganz im Gegenteil zur westlichen Interpretation. Dessen politische Korruption bewerte ich jedoch als schlimmer im Vergleich zur ökonomischen und sittlichen Korruption des Klerus, denn – der Argumentation seines Mentors folgend – zerstört erstere die Gesellschaft. Die menschliche Verfehlung des gierigen und lüsternen Geistlichen läßt zumindest die Moral als Orientierungsrahmen intakt. Der politische Pragmatismus jedoch muß zum Machterhalt den Orientierungsrahmen umdeuten, das Unsittliche als sittlich maskieren: dies ist Aufgabe der Propaganda, bis schließlich Intellektuelle deren Aufgabe übernehmen. Julien Benda nennt diesen modernen Pragmatismus der Macht „Realismus“ und beschreibt den Kontrast so:

*[...] l'humanité passée, plus exactement l'Europe du moyen âge, avec les valeurs que lui imposaient ses clercs, faisait le mal mais honorait le bien. On peut dire que l'Europe moderne, avec ses docteurs qui lui disent la beauté de ses instincts réalistes, fait le mal et honore le mal. Elle ressemble à ce brigand d'un conte de Tolstoï, dont l'ermite qui reçoit sa confession prononce avec stupeur : « Les autres, du moins, avaient honte de leur brigandage ; mais que faire avec celui-ci qui en est fier ! »* In der Vergangenheit, genauer gesagt im Mittelalter, tat der Mensch, mit den Werten, die



ihm seine Kleriker auferlegten, das Böse, doch verehrte das Gute. Man kann sagen, daß das moderne Europa, mit seinen Doktoren, die ihm die Schönheit seines instinktiven Realismus erklären, das Böse tut und das Böse verehrt. Es ähnelt jenem Räuber aus einer Erzählung von Tolstoj, bei dem der Geistliche, der seine Beichte abnimmt, mit Erstaunen ausruft: „Die anderen schämten sich wenigstens ihrer Raubzüge; aber was soll man mit jenem machen, der stolz auf sie ist!“<sup>(13)</sup>

Gerade das Mittelalterliche zeichnet den schiitischen Klerus positiv aus. Qom darf als eines der letzten intellektuellen Zentren nichtmodernen Denkens weltweit gelten. Das ist kein Qualitätsmerkmal an sich. Aber das Seltene ist eben kostbar. Und was wäre der kritische Rationalismus, den man so gerne als Essenz des Westens preist, ohne profunde Kritik, die eine Auseinandersetzung lohnt.

Unter den Elementen vormodernen Denkens, die hier erhalten blieben, ist nicht nur fehlende Mäßigung anzuführen. Auch manche Einsicht wurde bewahrt, die im Westen verloren ging. So findet die Diskussion der Verfehlungen des Regimes durch kritische Geistliche auf einem Niveau statt, das jenem der europäischen Scholastik entspricht – und damit weit über heute gewohnten politischen Scheindebatten liegt.

Ein Großayatollah analysierte etwa kürzlich die Kriterien, nach denen Machthaber durch ihr eigenes Verhalten automatisch als abgesetzt zu betrachten sind. Die derzeitigen Machthaber im Iran erfüllen seine Kriterien. Eine derart gelehrte Machtkritik durch moralische Autoritäten ist heute im Westen leider Seltenheit.

## Caritas in Veritate

Auch die katholische Kirche geht in dieser Hinsicht allzu sehr mit der Zeit. In einer säkularen Gesellschaft in die Defensive geraten, biedert sie sich zunehmend an die Moderne an und läuft damit Gefahr, ihre Funktion eines moralischen Korrektivs zu verlieren. Die aktuelle Enzyklika *Caritas in Veritate* scheint ein Beispiel dafür zu sein. Dort ist von einer *Konsolidierung demokratischer Regime*, der *Festigung der Verwaltungssysteme* und von der Notwendigkeit einer *echten politischen Weltautorität* die Rede. Allorts brachen Etatisten in Jubel aus, daß der Papst nun ein klares Wort für die Ausweitung des Staates gesprochen habe. Dies ist jedoch ein Mißverständnis.

Ich habe schon erwähnt, daß die umfassende Verwaltung der Menschen durch Staatsapparate, die sich deren Unterhaltung

und Versorgung verschreiben, mit einer Kultur des Nehmens Hand in Hand geht. Das führt zum paradoxen Umstand, daß Menschen, die nicht geben wollen, immer mehr genommen wird. Und weil ihnen immer mehr genommen wird, wollen sie immer weniger geben. Bei wachsender Zwangs-„Solidarität“ durch Umverteilung sinkt persönliche Solidarität durch freiwilliges Teilen. Ich bin demnach überzeugt, daß das Wachstum des Staates nicht durch eine individualistische Betonung des Eigenen, das man sich für sich behalten möchte, eingedämmt werden kann. Niemand will Steuern zahlen und alle wollen alles „kostenlos“. Nur eine Minderung materialistischer Ansprüche, Genügsamkeit, und die Bereitschaft, Kapital aufzubauen ohne finanzielle Renditeerwartung vermag einen Wandel hervorzubringen, der vom Konsumsozialismus zu nachhaltigeren und menschennäheren Formen des Zusammenlebens führt. Kurz: Nur eine Kultur des Gebens kann aus der Anspruchsspirale hinausführen. Eine Kultur, in der Menschen vorübergehende Einbußen in Kauf nehmen zugunsten einer besseren Zukunft, freiwillig dem Nächsten helfen, ohne ihn abhängig zu machen, aus dem Hamsterrad des Alltags ausbrechen, sich lösen von Ansprüchen, die sie ängstlich, abhängig und manipulierbar machen.

Dies scheint auch eine der Kernbotschaften von *Caritas in Veritate* zu sein, wenngleich diese Botschaft unterzugehen droht. Die Reaktion ist bezeichnend: Auf Ermahnung zu einer Kultur des Gebens reagieren stets die Befürworter eines großen Staatsapparates euphorisch, in dem Sinne: Jawohl, geben, geben, gebt uns endlich! Mehr! Schneller! Seid solidarisch! Die Botschaft wird also erst recht als Bestätigung der Anspruchsmentalität verstanden. Damit bleibt sie leider unwirksam.

Die Wirksamkeit der Enzyklika wird weiters untergraben durch zahlreiche schwammige Passagen, die Irrtümer begünstigen oder gar selbst auf diesen zu beruhen scheinen. Dabei ist es allerdings etwas beruhigend, daß die Irrtümer bis auf eine unklare Auslegung nicht die Prämissen betreffen, sondern Details. Diese Details sind direkt und unreflektiert dem Zeitgeist entnommen und widersprechen zum Teil anderen Ausführungen. Es handelt sich um Bezüge zum Tagesgeschehen – hier ist die Enzyklika sehr schwach und hintertreibt ihren eigenen Titel. Nicht die Orientierung an der Wahrheit prägt an diesen Stellen den Text, sondern die Wiedergabe von Clichés. Mein theologisch versierter Kollege Gregor Hochreiter meint gar, daß der Text zwei Autoren habe. Die Aussagen

zum Tagesgeschehen würden ein zeitgeistiges Komitee als Urheber haben, das *Iustitia et Pax* hieße.

In der Tat hatte ich bei der Lektüre den Eindruck, daß zwei Seelen aus dem Text sprechen. Zwischen den Zeilen schien mir eine traurige, nüchterne Stimme im Hintergrund zu flüstern, die schwerwiegende Zäsuren kommen sieht, und durch eine lautere Stimme verdrängt wird, die falsche Hoffnung verbreitet, indem sie so spricht, als würde sie eine christliche Obrigkeit adressieren. Diese Stoßrichtung des Textes schien mir tiefillusionär. Die Illusionen wären mit folgender Situation vergleichbar: Die christliche Minderheit in einem islamischen Staat appelliert an die Obrigkeit, endlich das Kalifat auf den gesamten Globus auszudehnen, denn das würde durch seinen universalen Charakter zumindest äußerlich einem Heiligen römischen Reich näher kommen. Alles andere wäre ohnehin unrealistisch. Wer mit der Zeit geht, ist pragmatisch!

Dabei handelt es sich um jene eindeutig christliche Prämisse, die aus dem Kontext gelöst, gefährlich ist: der Universalismus. Die Enzyklika appelliert an die Völker, sich *als eine einzige Familie zu erkennen*. Für mich ist das eine irreführende Überdehnung des Begriffs der Familie. Wenn ich die gesamte

Welt wie eine Familie behandeln soll, behandle ich meine Familie wie jedermann. Eine furchtbare Vorstellung, die die vermeintliche Heiligkeit der Familie bedroht. Dabei schreibt der Papst selbst: *Ohne Wahrheit gleitet die Liebe in Sentimentalität ab. Sie wird ein leeres Gehäuse, das man nach Belieben füllen kann. Das ist die verhängnisvolle Gefahr für die Liebe in einer Kultur ohne Wahrheit. Sie wird Opfer der zufälligen Gefühle und Meinungen der einzelnen, ein Wort, das mißbraucht und verzerrt wird, bis es schließlich das Gegenteil bedeutet.*<sup>(14)</sup> Die gedankenlose Überdehnung kraftvoller Begriffe wie „Brüderlichkeit“ und „Gerechtigkeit“ ist für mich genau jene Liebe ohne Wahrheit, sie ist zutiefst verlogen.

Ein Blick auf die Begleitumstände der Enzyklika hilft jedoch, ihre offensichtlichen Schwächen zu verstehen. Die Fertigstellung wurde mehrmals verschoben. Der Papst hatte offenbar Gewissensbisse. Dies wird in einer Äußerung Ende Februar diesen Jahres vor dem Klerus von Rom deutlich: *Wie Ihr wißt, sind wir seit geraumer Zeit damit beschäftigt, eine Enzyklika zu diesen Themen vorzubereiten. Und entlang dieses langen Pfades sehe ich, wie schwierig es ist, sich kompetent zu äußern. Denn, wenn die ökonomische Realität nicht kompetent angesprochen wird, kann man nicht glaubwürdig sein.*<sup>(15)</sup>

Dabei steckt er in einem Dilemma. Bei Bezügen zum Tagesgeschehen muß er sich auf Beobachter dieses Geschehens verlassen. Beim Interpretieren des Tagesgeschehens wiederum auf Ökonomen und andere Sozialwissenschaftler. Man kann nicht erwarten, daß der Papst selbst zum Journalisten und Ökonomen wird. Nun ist der heutige Journalismus durch Ahnungslosigkeit (Abschreiben von Pressemeldungen) und die heutige Ökonomie durch epistemologische Irrwege gekennzeichnet. Hinsichtlich der Dynamiken der Wirtschaftskrise hat nur eine Schule einen historischen *track record* korrekter Analysen, das Minderheitenprogramm der Wiener Schule, die aufgrund ideologischer Maskierung als Fossil den Wahnsinn des letzten Jahrhunderts überlebte. Genau diese ideologische Maskierung macht die Wiener Schule aber für die Kirche unberührbar. Der Utilitarismus, Individualismus und Materialismus ihrer Vertreter würde vermutlich auch als politische Botschaft den ökonomischen Inhalt verdrängen, wenn sich moralische Autoritäten die Wiener Schule auf das Banner schrieben.

So ist die Schwierigkeit verständlich. Der Papst konstatiert selbst, *daß es an Weisheit, an Reflexion, an einem Denken fehlt, das imstande ist, eine richtungweisende Synthese aufzustellen; für sie bedarf es »einer klaren Konzeption auf wirtschaftlichem, sozia-*

*lem, kulturellem und geistigem Gebiet». Dies sei heute erschwert durch eine übertriebene Aufteilung des Wissens.\*<sup>(16)</sup>\**

Angesichts des derzeitigen Zustands der Ökonomie bietet die Enzyklika dann doch auch einige positiv überraschende Beobachtungen und Bewertungen, die nicht bloß den Zeitgeist wiedergeben. Entgegen der geläufigen Interpretation ist die Enzyklika nicht an sich marktfeindlich:

*Die Kirche vertritt seit jeher, daß die Wirtschaftstätigkeit nicht als antisozial angesehen werden darf. [...] Die Gesellschaft muß sich nicht vor dem Markt schützen, als ob seine Entwicklung ipso facto zur Zerstörung wahrhaft menschlicher Beziehungen führen würde. [...] Die Wirtschaft und das Finanzwesen können, insofern sie Mittel sind, tatsächlich schlecht gebraucht werden, wenn der Verantwortliche sich nur von egoistischen Interessen leiten läßt. So können an sich gute Mittel in schadenbringende Mittel verwandelt werden. Doch diese Konsequenzen bringt die verblendete Vernunft der Menschen hervor, nicht die Mittel selbst. Daher muß sich der Appell nicht an das Mittel, sondern an den Menschen richten, an sein moralisches Gewissen und an seine persönliche und soziale Verantwortung.\*<sup>(17)</sup>\**

Auch der Umverteilung wird kein Freibrief erteilt: *Der Hunger hängt weniger von einem materiellen Mangel ab, als vielmehr von*



*einem Mangel an gesellschaftlichen Ressourcen, deren wichtigste institutioneller Natur ist. Die internationalen Organisationen kritisiert die Enzyklika wegen ihrer oft viel zu kostspieligen bürokratischen Verwaltungsapparate [...]. Es kommt mitunter vor, daß der Hilfeempfänger zu einem Mittel für den Helfer wird und die Armen dazu dienen, aufwendige bürokratische Organisationen aufrecht zu erhalten [...]. Dies ist zumindest ein verhaltener Hinweis darauf, das geforderte Geben nicht als Einladung zum Handaufhalten mißzuverstehen. Der Begriff Sozialsystem wird interessanterweise ausschließlich negativ verwendet – als System, das den Bedürftigen erniedrigt. Es handle sich dabei um Solidarität ohne die Subsidiarität. Als wirksamere Form der Entwicklungshilfe empfiehlt der Papst steuerliche Subsidiarität.*

Obwohl die Enzyklika viel zeitgeistiges Gefasel von *Sozialrechten* enthält, wird doch an einer Stelle darauf hingewiesen, *daß die Individualrechte, wenn sie von einem sinngebenden Rahmen von Pflichten losgelöst sind, verrückt werden und eine praktisch grenzenlose und alle Kriterien entbehrende Spirale von Ansprüchen auslösen.* Die Bekenntnisse zur Staatsreligion des Demokratismus werden von der Warnung begleitet: *Wenn hingegen die Rechte des Menschen ihr Fundament allein in den Beschlüssen einer Bürgerversammlung finden, können sie jederzeit*

*geändert werden, und daher läßt die Pflicht, sie zu achten und einzuhalten, im allgemeinen Bewußtsein nach.* Auch der Modetrend ökonomisch ahnungsloser Wirtschaftsethik, der besonders im kirchennahen Bereich gedeiht, wird kritisiert – der Papst konstatiert *eine gewisse Abnützung des Adjektivs »ethisch«* und warnt vor dem Mißverständnis, *daß die Initiativen, die sich nicht formell mit dieser Bezeichnung zieren, nicht ethisch seien.* Die *äußerliche Etikettierung* sei nicht sonderlich relevant.

Am gefährlichsten ist wie gesagt jene eine Prämisse, die im Kontext irreführend ist: Der Appel, eine *Weltautorität* zu schaffen. Diese Forderung wird jedoch durch ein besonders schönes und seltenes Wort abgeschwächt: *eine solche Autorität muß aber auf subsidiäre und polyarchische Art und Weise organisiert sein, um die Freiheit nicht zu verletzen und um nicht eine gefährliche universale Macht monokratischer Art ins Leben zu rufen.* Polyarch bedeutet ungefähr: viele Autoritäten. In der Formulierung handelt es sich um einen bemerkenswerten Widerspruch, der ein gutes Beispiel für die innere Zerrissenheit der Enzyklika ist. Wenn wir die eigentliche Stoßrichtung des Papstes in Betracht ziehen, wird deutlich, daß es vielmehr um ein persönliches Zusammenwirken geht als um den Aufbau einer Weltregierung. Daß die Formulierungen allerdings

letzteres nahelegen, ist die größte Schwäche der Enzyklika. Man muß sich wirklich wundern, warum die eigentlich großartigen Grundbotschaften durch derart viel und irreführendes tagespolitisches Gefasel verschüttet wurden. Die Grundthesen sind meines Ermessens, wenn man den Aufbau der Enzyklika und die Aussagen des Papstes betrachtet, folgende: 1) Wir stehen an einem Wendepunkt: Laßt uns im Dialog herausfinden, was den Dingen in Wahrheit zugrundeliegt, anstatt uns in Meinungen und Ideologien zu verheddern, 2) eine bessere Welt ist nur über die persönliche Besserung der Menschen möglich, nicht durch neue Institutionen und Modelle, 3) laßt unsere eigenen Befindlichkeiten, Begierden, Ängste in den Hintergrund treten, und den Wandel meistern, indem jeder einen Beitrag leistet, auch wenn er dafür zu Lebzeiten weder Ruhm noch Lohn erhält.

Ein weiterer Ausschnitt der zuvor zitierten Ansprache, die im Klerus um Geduld für das verspätete Erscheinen der Enzyklika wirbt, bekräftigt diese Motive: *Was nötig ist, ist die vernünftige und begründete Verurteilung der Fehler, nicht mit großen moralischen Urteilen, sondern eher mit konkreten Gründen, die sich als in der heutigen Wirtschaftswelt verständlich erweisen. [...]* Es geht darum zu erkennen, daß diese großen Ziele der Makrowissenschaft nicht in der Mikro-Wissenschaft – die Makroökono-

*mie nicht in der Mikroökonomie – realisiert werden ohne Wandel der Herzen. [...] Gerechtigkeit kann in der Welt nicht nur mit guten ökonomischen Modellen geschaffen werden, auch wenn diese notwendig sein mögen. Gerechtigkeit kann nur geschaffen werden, wenn es gerechte Menschen gibt. Und es gibt keine gerechten Menschen ohne die bescheidene, tägliche Aufgabe, Herzen zu bekehren und Gerechtigkeit in den Herzen zu schaffen.\*<sup>18</sup>\**

## Islamische Ökonomie

Wie bereits angedeutet, müßte der Vatikan eigentlich zu einer ökonomischen Fakultät werden, um die Kompetenz zu erlangen, die sich der Papst erhofft. Denn die Orientierung an bestehenden Fakultäten und der Mehrzahl der katholischen Ökonomen führt mit Sicherheit in die Irre.

Doch würde eine explizit „christliche Ökonomie“ den Weg aus den zeitgeistigen Irrtümern weisen? Mein Kollege Prof. Guido Hülsmann verneint dies, obwohl er den „katholischen Ökonomen“ angehört. Es gäbe gar keine christliche Ökonomie, schreibt er, *genauso wenig, wie es eine bolschewistische Mathematik oder eine moslemische Quantenphysik gibt.\*<sup>19</sup>\**

Betrachten wir zum Vergleich die islamische Ökonomie. Diese hat in den letzten Jahrzehnten einen wahren Boom

erlebt. Der Markt für islamische Finanzdienstleistungen wächst seit Jahren mit deutlich zweistelligen Wachstumsraten. Und das Potential scheint noch lange nicht erschöpft. Erst 6% der Muslime nehmen scharia-konforme Anlagen und Bankdienste in Anspruch. Allein in Deutschland leben 3,5 Millionen Muslime mit einem Vermögen von rund 20 Milliarden Euro. <sup>(20)</sup> Hat sich dadurch die ökonomische Kompetenz von Muslimen vergrößert?

Die Finanzierungsformen erscheinen im wahrsten Sinne des Wortes als „Konstrukte“, die Komplexität ist stellenweise sehr hoch. In der Regel geht es darum, Ausweichlösungen zu schaffen, um Zinsen zu vermeiden. Da sich das Zeit-Phänomen des Zinses jedoch nicht vermeiden läßt, läuft dies darauf hinaus, den Eindruck zu vermeiden, daß Zinsen anfallen. Ähnlich wie das Christentum hat der Islam große Probleme mit Zinsen. Zwar äußert sich der Koran nicht negativ dazu, doch in den Hadithen (Überlieferungen des Propheten) finden sich sehr scharfe Ablehnungen von „Riba“, das auf Deutsch mit „Überschuß“ zu übersetzen wäre. Ob schon der übliche Zins ein solcher Überschuß wäre oder erst der Wucher wurde immer wieder diskutiert. Die Mehrheitsmeinung sowohl der klassischen Gelehrten als auch heutiger Stimmen

ist die Auffassung, daß Riba jegliche Form von Zinsen meint und daher sowohl die Zahlung als auch die Einnahme von Zinsen verboten seien. Eine zu dieser Frage zitierte Hadith verwirrt mit einem weiteren ökonomischen Irrtum:

*Verkaufe Gold für Gold, Silber für Silber, Weizen für Weizen, Geste für Gerste, Datteln für Datteln und Salz für Salz, Gleiches für Gleiches in den gleichen Quantitäten und sofort. Und wenn die Waren sich unterscheiden, dann verkaufe sie wie es dir paßt, aber per sofort.*

Interessant ist, daß hier genau alle sechs Warenkategorien benannt werden, die zur Anfangszeit des Islam die Geldfunktion innehatten. Neben der Mahnung, „sofort“, also nicht in der Zeit zu tauschen, klingt hier der alte Irrtum heraus, daß beim Tausch Gleiches gegen Gleiches getauscht würde. In der Auflistung wird besonders deutlich, warum dies nicht der Fall sein kann. Warum sollte jemand ohne jeden Mehrertrag Weizen gegen Weizen tauschen?

Ein möglicher Ausweg für Kreditgeschäfte ist ein Murabahah genannter Abzahlungskauf: Die Bank wird für eine „juristische Sekunde“ Eigentümer einer Anlage und „beauftragt“ den Kreditnehmer, für sie als „Agent“ tätig zu werden und die zu finanzierende Anlage in ihrem Namen zu erwerben. Der Preis

plus ein vereinbarter „Gewinnzuschlag“ ist dann in Raten an die Bank zurückzuzahlen.

Besonders „schlau“ und damit absurd erscheint das „Murabahah Commodity Deposit“. Dabei wird nicht eine konkrete Anlage gekauft, was die Verwendung des Kredites unflexibel gestalten würde, sondern ein Rohstoff. Da es bei Gold zu offensichtlich wäre, daß hier ein Geldsurrogat zum Zuge kommt, wird dabei meist Platin oder Palladium gewählt. Die Metalle werden zwar gehandelt, sind aber faktisch nur genutzt worden, um ein Darlehen zu replizieren.

Solche „Tricks“ gehen jedoch vielen Scharia-Gelehrten – sofern sie verstehen, was hier läuft – zu weit. Der pragmatische Islam in Südostasien drückt hier eher eines oder beide Augen zu, während Gelehrte im Mittleren Osten weitaus strenger sind. Interessant ist die Begründung von malaysischen Gelehrten für ihre Nachsicht, daß jede Spekulation über die hinter Geschäften stehenden Absichten zu unterlassen sei und daher Konstrukte rein nach formalen Gesichtspunkten bewertet werden sollten.

Oft hat man den Eindruck, daß die Kunst der „Islamic Finance“ darin bestünde, sich für konventionelle Finanzprodukte einen wohlklingenden arabischen Namen einfallen zu lassen

und ein „Scharia-Board“ zu entlohnen – einen herzeigbaren „Aufsichtsrat“ von Islamgelehrten.

Die ernsthafte Auseinandersetzung mit islamischen Finanzanlagen ist eine moderne Erscheinung – die ersten Ansätze dazu finden sich in den 1960er-Jahren. Freilich gibt es eine lange Tradition der Wirtschaftstätigkeit und auch der Wirtschaftswissenschaft im islamischen Raum, doch im Zuge des Niedergangs der islamischen Kultur starb die intellektuelle Auseinandersetzung mit ökonomischen Themen aus. In der heutigen islamischen Welt dominieren in den Wirtschaftswissenschaften die zum Teil verhängnisvollen Ideenimporte aus dem modernen Westen. Die Zahl der potentiellen „Scharia Board“-Mitglieder wird auf derzeit kaum über 50 geschätzt – weltweit! Dies erscheint einleuchtend, Kenntnisse in der islamischen Wirtschaftsrechtsprechung und im Finanzwesen gehen selten Hand in Hand.

Wie kam es dann zum plötzlichen Boom der „Islamic Finance“? Alles deutet darauf hin, daß es sich um einen Marketing-Trick westlicher Banken handelt, ganz ähnlich wie „Ethikfonds“. Die meisten „islamischen Ökonomen“ sind Angestellte westlicher Banken. Führte die Jagd nach Kunden und Rendite da urplötzlich zur ethischen und religiösen Besin-



nung? Man hat den Eindruck, daß, ganz so wie noch der größte Spießer eine Nackte auf die Titelseite packt, um die Auflage zu steigern, die Banker die Ethik und die Religion entdecken. So kommt man zum paradoxen Ergebnis, daß westliche, kaum sonderlich religiös beflissene Banker eifrig an einer „Islamisierung“ der anderen Art werken. Die unsichtbare Hand der Konkurrenz läßt dann Banken letztlich darum wetteifern, welche der strengeren Scharia-Auslegung folgt, was eine laufende Verschärfung der Maßstäbe und damit immer komplexere Ausweichkonstrukte („Innovationen“) nach sich ziehen wird. Das große Problem dabei: Die geheuchelte Betonung eines streng-islamischen Zugangs einzelner Finanzdienstleistungen unterstellt allen Konkurrenten „unislamisches“ Gehabe und führt damit zur Polarisierung und zu einem absurden Wettlauf. Genau so wie es im Bereich des „Ethischen Investment“ zu beobachten ist: Ethikfonds stellen Konkurrenzprodukte und letztlich das Wirtschaften an sich unter einen moralisierenden Generalverdacht, dem nur durch Ablaß zu entkommen ist. Genau davor warnte der Papst in der aktuellen Enzyklika. Als dankbare Abnehmer solcher Abblatzzahlungen verdingen sich hier „Ethikexperten“ und dort „Scharia-Gelehrte“, wobei ökonomischer Sachverstand eher

einen Hinderungsgrund als eine Voraussetzung darstellt, um an diesem „Business“ zu verdienen.

Die Schärfe dieser Kritik versteht sich vor dem traurigen Zustand der Wirtschaftswissenschaften und dem grassierenden ökonomischen Analphabetismus der meisten Akademiker, auch der Theologen. Recht verstandene Religion soll und kann individuelle Orientierung auch und gerade bei wirtschaftlichem Handeln bieten. Doch als oberflächliches „Kriterium“, dessen Ziele allein im Bereich des Marketing liegen, handelt es sich um ein reines Geschäft der Zertifizierung von Unsinn – dem „Geschäft mit dem schlechten Gewissen“, das zum Zwecke der Rendite noch kräftig angeheizt werden muß. Man sehe sich nur die abstrusen Kriterien für Ethikfonds an. Scheinbar wurde hier schlicht vom gänzlich unausgereiften „Islamic Finance“ abgekupfert, denn die aktuellen „Kriterien“ zu Scharia-konformen Investment machen sich willkürlich und teilweise bizarr aus.

So findet man denn auch in „christlichen“ Ethikfonds den Ausschluß von Wein, ganz so als ob schon der Meßwein unethisch wäre, nicht ein individueller Mißbrauch allenfalls *unmoralisch*. Aber leider ist auch im Westen die Tradition einer tiefgehenden ethischen Auseinandersetzung mit öko-

nomischen Fragestellungen (die man dazu erst verstehen muß!) an einem Tiefpunkt angelangt. Im islamischen Raum bringt der Rückgriff auf seit Jahrhunderten nicht weiterentwickeltes Wissen, wo dieses nicht schon längst unwiederbringlich verschwunden ist, jedoch noch offenkundigere Widersprüche an den Tag. So kommt es dann zu „Lösungen“ wie folgender: Die „echt islamische Kreditkarte“ zeichne sich dadurch aus, gesperrt zu werden, wenn der Kunde damit an einer Bar bezahlt.

Grundsätzlich zeichnet sich der Islam durch eine hohe Handelsfreundlichkeit aus und bietet zahlreiche hervorragende Ansätze, die an sich geeignet wären, die ethischen Verirrungen im heutigen, hochgradig manipulierten Wirtschaftsleben in Schranken zu weisen. Im Gegensatz zu arbeitslosem Einkommen aus risikolosem Zins wird stets das gemeinsame Tragen von Risiko als wirtschaftliches Ideal dargestellt. Banken werden als Treuhänder betrachtet (Wadiah-Prinzip), die auf Sichteinlagen keinen Zins zahlen dürfen.

In Einklang mit der traditionell hohen Wertschätzung von Edelmetallen wären islamische Ökonomen geradezu prädestiniert dazu, die Zinsmanipulation des Papiergeldregimes zu durchblicken. Dazu sollten sie das „Islamic Finance“ aller-

dings nicht westlichen Geschäftsbanken überlassen. Ein Positivbeispiel könnte der populäre „DMCC Gold Sukuk“ (Goldfonds) bieten: Für die Bereitstellung des Kapitals erhalten die Investoren eine Vergütung, die in Form von Gold ausbezahlt wird. Laut Alastair Crooke sind die Erkenntnisse schon recht weit verbreitet:

*Islamisten argumentieren schon längere Zeit, daß diese riesige Injektion von M3-Liquidität den Konsumboom angefeuert und die gefährlichen Ungleichgewichte im Finanzsystem geschaffen hat, die dessen Stabilität bedrohen. Zudem argumentieren Islamisten, daß eine Kultur billigen Kredits [...] zu massiver Verschuldung geführt hat, die wiederum zu Ausbeutung und einer neuen Form der Knechtschaft innerhalb des Wirtschaftssystems führt. [...] Islamisten würden die Rückkehr zu einem Finanzsystem befürworten, das auf einem Standard basiert – wie dem Goldstandard der Vergangenheit – und so die Schaffung von Geld durch die Zentralbanken beschränkt und die Bruchteilreservehaltung der Banken verbietet.*<sup>(21)</sup> Bemerkenswert ist, daß der Autor keine Ahnung von der Wiener Schule der Ökonomie hat, sondern wirklich nur exakt wiedergibt, was er in Islamistenkreisen vernommen hat.

Die praktischsten Schlüsse scheint die islamistische Gruppierung *al-Murabitun* daraus zu ziehen. Der Name bezeichnete einst in Wehrklöstern stationierte Gotteskrieger und steht heute für eine Sufi-Gruppe, die in den 1970ern im spanischen Granada von Abdalqadir as-Sufi gegründet wurde. Dieser Sufi ist der in Fez zum Islam konvertierte schottische Schauspieler Ian Dallas. Ihr deutscher Ableger ist die 1995 gegründete „Islamische Gemeinschaft in Deutschland/Weimar Institut“ mit Sitz in Erfurt. Dieses Instituts gibt die deutschsprachige Publikation „Islamische Zeitung“ (IZ) in Potsdam heraus. Der IZ-Herausgeber, Andreas Abu Bakr Rieger, ist Mitglied im Islamrat. Die *al-Murabitun* bewerben den islamischen Gold Dinar, bzw. Silber Dirham, der auf eine Initiative von Umar Ibrahim Vadillo zurückgeht. Das sehr praktische Argument, mit dem sie Gläubige zur Nutzung dieser Münzen bewegen, besteht im Verweis auf das Gebot, daß der Zakat (vorgeschriebene Almosen) nur direkt geleistet werden darf und nicht durch Schuldscheine. Dies würde die Verwendung von Papiergeld ausschließen, bzw. dürfte es nur nach dem Wert des Papiers behandelt werden. Die Argumentation ist theologisch stimmig – es wird sich weisen, ob sie auf größere Akzeptanz stößt.

# Großräumigkeit

Zurück zur Enzyklika: Ist mein Vorbehalt gegenüber großräumigen Ansätzen bloß ideologisch bedingt? Bedürfen denn nicht globale Probleme einer globalen Lösung? Im gesellschaftlichen Kontext ist das Große immer mehr als bloß ein Vielfaches des Kleinen. Da der Mensch ein beschränktes Wesen ist, erfordert Skalierung immer eine neue Strukturierung. Wir sind doch oft schon im allerkleinsten Bereich überfordert. Der Mann, der nicht zugleich sein Schnitzel schneiden und seiner Gattin zuhören kann, soll plötzlich die Bedürfnisse von Hunderten, Tausenden, Millionen berücksichtigen können – nur dadurch, daß wir ihm einen tollen Titel auf die Visitenkarte schreiben? Im Großen wird das Konkrete immer zum Allgemeinen, zur Regulierung, zur Prozedur, zum Rezept. Damit wandelt sich notwendigerweise der Charakter von Institutionen. Was im Kleinen erträglich, überschaubar, notwendig ist, wird im Großen unerträglich und unmenschlich. Ein Mensch kann nur gegenüber einem konkreten Gegenüber „menschlich“ sein, nicht gegenüber Fällen, Nummern und Sachverhalten.

Der Charakterwandel durch die Größe wird deutlich, wenn wir uns Beispiele für Institutionen ansehen. Eine Institution,

die einen wesentlichen, wenn nicht den größten Beitrag zur westlichen Kultur geleistet hat, ist das Kloster. Im Kloster herrscht in der Regel Gütergemeinschaft und strenge Ordnung. Wollten wir das Kloster aufgrund seines Erfolges zu einem Modell des gesellschaftlichen Zusammenlebens machen, so würden wir paradoxerweise die Hölle auf Erden schaffen. Erik Ritter von Kühnelt-Leddihn, der vermutlich letzte große österreichische Universalgelehrte, dessen 100. Geburtstag am 31. Juli wenig überraschend ignoriert wurde, bemerkte einst: *Die UdSSR war nichts als ein atheistisches Kloster, hinter dessen Mauern Menschen ohne Berufung zum Bleiben gezwungen wurden und denen ein gottloser Abt die Gelübde der ewigen Armut, des Gehorsams und zwar nicht der Keuschheit, wohl aber einer asketisch-puritanischen Lebensweise gewaltsam auferlegte.* \*<sup>22</sup>\*

Noch schlimmer wäre vermutlich, wie ich bereits andeutete, eine Skalierung der Institution der Familie auf eine Nation, in der sich alle Menschen künftig nicht bloß als Klosterbrüder, sondern als wirkliche Geschwister aushalten müßten. Abgrundtiefer Haß wäre die Folge der erzwungenen Geschwisterliebe und Güterteilung bis in die privatesten Bereiche. Da allein schon die unmittelbare Nähe in realen Familien Gewaltausbrüche nach sich ziehen kann, müßte man wohl einen

gegenseitigen Genozid erwarten. Hinter diesen Horrorszenarien steht kein „negatives Menschenbild“, sondern Unbehagen über eine Größe, die das menschliche Maß überschreitet und die Unmenschlichkeit geradezu zum Funktionieren voraussetzt.

Der Freizeitclub Wien ist ein weiteres Beispiel einer Überdehnung. Es mag sein, daß der heutige Durchschnittsmensch tatsächlich am liebsten in einem Alles-inklusive-Club leben würde. Allerdings sind erst ab einer gewissen Größe die Finanzströme so komplex, daß nicht mehr sichtbar ist, wer es sich auf Kosten von wem gut gehen läßt. Was im Kleinen ein Geschäftsmodell sein kann – den Menschen ihre Sorgen abzunehmen und sie bei Laune zu halten – wird im Großen zu einer korrupten Ausbeutungsmaschine. Die mangelnde Übersicht führt dann auch zu negativen Skalierungseffekten: Das Große ist dann nicht mehr relativ kostengünstiger als das Kleine, sondern teurer und verschwenderischer.

Daraus folgere ich keine sture Ablehnung alles Großräumigen. Es handelt sich bloß um eine Warnung, daß eine Überdehnung von Institutionen diese ihres Sinns entleert. Die Erfahrung hat wohl jeder schon gemacht: Große Institutionen (z.B. gewachsene Vereine) zehren oft sogar allein von der



romantischen Erinnerung an ihre kleineren Anfänge. Diese Erinnerung kann bei persönlicher Kontinuität sogar manchmal hinreichend sein, um Sinnleere zu kompensieren.

Wenn der Sinnfluß von der menschlichen und damit stets kleinen Ebene hin zur größeren gewährleistet ist, gibt es auch keine Einschränkung hinsichtlich der möglichen Größe. Die Kirche selbst ist das beste Beispiel, was vermutlich die irreführenden Formulierungen in der Enzyklika erklärt. Die Internationalität dieser Institution ist nämlich tatsächlich wahrhaftig und sinnvoll. Sie ist historisch gewachsen, beruht auf legitimer und freiwillig anerkannter Autorität höherer Ebenen, ist vollkommen subsidiär durchdrungen und von Geist erfüllt (im wahrsten Sinne des Wortes). Doch diese wahrhafte Internationalität läßt sich niemals durch bloß Aufblähung erreichen. Schon auf der kleinsten Ebene sind die politischen Institutionen heute so verrottet, daß größere Ebenen fast notwendigerweise davon losgelöst sein müssen. Dies spricht auch im Moment jeweils für diese. Die künstlich geschaffenen überregionalen und übernationalen Behörden erwecken zunächst immer einen frischeren, rationaleren, saubereren Eindruck. Viele gute Köpfe flüchten von den niederen Ebenen nach oben. Dadurch daß sie losgelöst sind, fehlt ihnen aber die Anbindung an die menschliche Ebene. In der Regel saugen

sie beständig auf, was unter ihnen liegt. Ihre Subsidiarität ist immer eine Lüge und damit eine gefährliche Maskierung.

## Entpersönlichung

Das größte Problem in menschenfernen Strukturen besteht in der Verwässerung von Verantwortung, die ich schon einmal diskutiert habe. Mein Mitstreiter Ralph Janik weist mich auf eine ähnliche Diskussion der Problematik bei Hannah Arendt hin. Sie sieht im Großen die Bürokratie für fast unvermeidlich, wobei sie den Begriff sehr negativ besetzt: *Wir müssten heute diesen Grundformen [Monarchie, Oligarchie, Aristokratie und Demokratie, Anm.] noch die jüngste und vielleicht furchtbarste Herrschaftsform hinzufügen, die Bürokratie oder die Herrschaft, welche durch ein kompliziertes System von Ämtern ausgeübt wird, bei der man keinen Menschen mehr, weder den Einen noch die Wenigen, weder die Besten noch die Vielen, verantwortlich machen kann, und die man daher am besten als Niemandsherrschaft bezeichnet. (Im Sinne der Tradition, welche die Tyrannis als die Herrschaft definierte, der man keine Rechenschaft abfordern kann, ist die Niemandsherrschaft die tyrannischste Staatsform, da es hier tatsächlich Niemanden mehr gibt, den man zur Verantwortung ziehen könnte).*<sup>(23)</sup>

Nach dieser schön klaren Definition befinden wir uns tatsächlich unter einer Tyranis. In keiner anderen Berufsgruppe würde ein so offensichtliches Versagen ohne persönliche Konsequenzen bleiben wie in der Politik. Man könne doch die Politiker abwählen und wir alle könnten an ihrer Stelle stehen, wird zur Besänftigung gerne angeführt. Übertragen wir diese Argumentation auf eine andere Berufsgruppe: In einem Spital mißlingt nahezu jede Operation, die Patienten haben danach stets größere Leiden als davor, obwohl ihnen phantastische, schmerzfreie Besserung versprochen wurde ohne jede Aufklärung über Risiken und Folgewirkungen. Der Chirurg antwortet auf die Kritik: Wenn die Mehrheit des Spitals, das zu 50% aus den noch lebenden Patienten und zu 50% aus Kollegen besteht, meinen Abgang wünscht, dann höre ich gerne auf zu operieren. Chirurg in diesem Spital zu sein, ist übrigens ein toller Job, versuchen Sie es doch auch einmal, jeder darf ran, Qualifikation nicht nötig.

Der Gedanke an chirurgische Demokratie erfüllt wohl alle mit Schaudern. Ist die Politik wirklich eine so viel simplere Disziplin, daß wir unbesorgt sein sollten? Der bereits erwähnte Erik Ritter von Kuehnelt-Leddihn, einer der wenigen Kritiker blinder Demokratiegläubigkeit, die noch im späten 20. Jahr-

hundert wirken konnten, sah dies umgekehrt: *Und doch kann ein schlechter Arzt wenig Unfug stiften. In seiner Laufbahn kann er höchstens einige hundert Leute ins Grab bringen, der Politiker in der Maske des „Staatsmannes“ aber Millionen.*<sup>{24}</sup> Demokratische Politik sei stetes Herumexperimentieren – und dies sei nur in sehr wohlhabenden Ländern denkbar, denn die Kosten sind immens.<sup>{25}</sup> Max Weber sprach hierbei von *Dilettantenverwaltung durch Beutepolitiker.*<sup>{26}</sup> Der britische Denker Thomas Carlyle karikierte diesen Zugang einst mit spitzer Feder, die ich aufgrund seines besonderen Stils im Original zitiere:

*Your ship cannot double Cape Horn by its excellent plans of voting. The ship may vote this and that, above decks and below, in the most harmonious exquisitely constitutional manner: the ship, to get round Cape Horn, will find a set of conditions already voted for, and fixed with adamantine rigor by the ancient Elemental Powers, who are entirely careless how you vote. If you can, by voting or without voting, ascertain these conditions, and valiantly conform to them, you will get round the Cape: if you cannot, the ruffian Winds will blow you ever back again; the inexorable Icebergs, dumb privy-councillors from Chaos, will nudge you with most chaotic "admonition;" you will be flung half frozen on the Patago-*

*nian cliffs, or admonished into shivers by your iceberg councillors, and sent sheer down to Davy Jones, and will never get round Cape Horn at all! Unanimity on board ship; — yes indeed, the ship's crew may be very unanimous, which doubtless, for the time being, will be very comfortable to the ship's crew, and to their Phantasm Captain if they have one: but if the tack they unanimously steer upon is guiding them into the belly of the Abyss, it will not profit them much! — Ships accordingly do not use the ballot-box at all; and they reject the Phantasm species of Captains: one wishes much some other Entities — since all entities lie under the same rigorous set of laws — could be brought to show as much wisdom, and sense at least of self-preservation, the first command of Nature. Phantasm Captains with unanimous votings: this is considered to be all the law and all the prophets, at present.\*<sup>(27)</sup>\**

Die Seefahrt sei kein demokratisches Unterfangen, denn die Navigation ist eine schwierige Kunst. Analog dazu sei auch die gute Politik eine Kunst. Dieser Rat ist zwar korrekt, aber heute irreführend. Er ist korrekt in der Hinsicht, daß die Leichtfertigkeit in politischen Fragen doch ein bemerkenswertes Übel ist. Dort läßt jeder seine „Meinung“ ab und beansprucht gleiches Gewicht für sie, dort wird munter experi-

mentiert und mit Milliarden und Billiarden umgesprungen als handle es sich um Spielgeld aus Papier. Upps, ist es das nicht?

Irreführend ist, daß es Politikexperten besser wüßten. Laien würden vermutlich weitaus weniger Schaden anrichten. Das Grundproblem ist die mangelnde Verantwortung. In kleineren Strukturen gibt es zumindest noch einen persönlichen Draht und eine überschaubarere Zahl an potentiell Verantwortlichen. Was, wenn sich herausstellt, daß die „Konjunkturpakete“ nicht „die Wirtschaft“ beleben, sondern eine freche Umverteilungsmaßnahme darstellen? Wir werden es wohl nicht erleben, daß sich ein Politiker wegen fahrlässiger Krida verantworten muß. Dessen Verantwortung ist ja auch so verwässert, daß seine Wähler ebenfalls auf der Anklagebank Platz nehmen müßten. Freilich, die haben mehrheitlich das Alibi, ein kleineres Übel gewählt zu haben. Und würden damit zugeben, in vollem Bewußtsein eben doch ein Übel gewählt zu haben. Überführt!

## Top-down

Die Sorge um die Entmenschlichung in großen Strukturen machte mich zu einem steten Befürworter eines Bottom-up-Zuganges. Doch auch hier hüte ich mich nun, eine Ideologie

daraus zu machen. Die Überbetonung des Von-unten-nach-oben könnte den Blick auf die Verfehlungen auf der unteren Ebene vernebeln. Wie ich eben andeutete, wäre es zu einfach, die untere Ebene des „kleinen Mannes“ als unschuldiges Opfer höherer Ebenen zu betrachten. Die Organisation, die sich unter dem Akronym EU verbirgt, ist nicht eine Tyrannis, weil sie von oben herab die unteren Ebenen knechtet. Bleiben wir bei Arendts Definition: Wenn es Befehlsgeber gäbe, dann wäre es keine Niemandsherrschaft.

Die heute Niemandsherrschaft bemüht paradoxerweise gerade eine Verklärung des *bottoms* – die englische Sprache läßt hier eine unschöne Assoziation aufkommen. Ist es womöglich eine Illusion anzunehmen, daß die Änderung zum Besseren von unten nach oben dringt? Bodensatz steigt selten auf.

Wer die derzeitige Verfaßtheit von Gesellschaft, Wirtschaft und Politik ähnlich skeptisch wie ich betrachtet, könnte bei der Konzentration auf die untersten Ebenen schnell ernüchtert sein. Ist es wirklich eine ernstgemeinte Empfehlung an diejenigen, der sich dem Wandel verpflichtet fühlt, in die Niederungen der Bezirkspolitik abzusteigen? Sich mit dem politischen Bodensatz um Ampelschaltungen zu streiten? Die Ungeduld, die nicht nur dem Gemüt, sondern auch den Dy-

namiken geschuldet ist, läßt hier naturgemäß eher zum Top-down tendieren.

Um hier eine Irreführung zu vermeiden, ist zunächst erneut festzuhalten, daß wahre Politik mit der Parteipolitik unserer Tage nichts gemein hat. Bottom-up hieße im konkreten, lokalen Bezug der vertrauten und erweiterten Nachbarschaft Vorbild, Hilfe, Ansporn, Ressource, Schutz zu sein. Das ist schon eine wesentlich faßbarere und menschlichere Aufgabe als im tiefsten parteipolitischen Sumpf bottom-up zu kriechen, um irgendwann aus dem gegenüberliegenden Loch „an die Macht“ gespuckt zu werden. Und doch kann man sich dabei furchtbar verloren fühlen. Da gibt es einige wenige, die Wesentliches so wie ich sehen, doch die sind nicht in meiner Nachbarschaft. Und diejenigen, die zufällig in meiner Nachbarschaft sind, fühlen sich pudelwohl in der Illusion, sodaß die Missionierung vergebliche Liebesmüh ist. Gibt es nicht doch erfolgsversprechendere Wege der überlokalen Organisation? Dies möchte ich nicht ausschließen, aber wo der Fokus auf globale Probleme so allgegenwärtig ist, ist es Pflicht, auf das Lokale zu verweisen. Dort ist es schlicht wahrscheinlicher als Einzelner wirken zu können – und wir sind immer einzeln Handelnde, das kann uns keine noch so große Organisation ersparen.



Diese Betonung schließt wie gesagt nicht aus, daß es Aufgaben im institutionellen Wandel gibt, die supralokal sind. Dazu muß man jedoch den Charakter höherer Ebenen richtig verstehen. Damit sie nicht losgelöste Selbstzwecke sind, müssen sie einen Bezug zu realen Menschen haben. Wenn es niemanden mehr gäbe, der noch lokal wirkt, weil die Administration den Endsieg erzielt hat und alle zu Rädchen einer globalen, entpersönlichten Maschinerie wurden, dann wird es geboten sein, eine neue Gemeinschaft an einem neuen Ort – utopos – zu begründen. An diesem postapokalyptischen Punkt befinden wir uns zum Glück nicht. Daher wäre es verrückt, auf die Vorzüge einer bestehenden Gesellschaft zu verzichten. Eine höhere Ebene ist eine, die tieferen Ebenen dient, indem sie etwas bietet, das im kleineren Rahmen weiter unten nicht geleistet werden kann. Dadurch wird diese Ebene von unten legitimiert und erhält ihren Sinn und ihre Existenzberechtigung. Versucht sie die untere Ebene zu ersetzen, zu entmündigen oder auszunehmen, löst sie das Wurzelwerk des Sinns auf, der stets vom Menschen über dessen nähere Bereiche hin zu möglichen fernerer Bereichen führt. Dieser Gedanke des Dienstes ist die traditionelle Auffassung von gerechter Obrigkeit. Dienst fließt top-down, dafür fließt Legitimation bottom-up.

# Flucht in die Utopie

Wie weit wir uns von eben erwähntem Punkt entfernt befinden, ist allerdings Einschätzungssache. Interessant ist in dieser Hinsicht der logische Schluß, den offizielle Vertreter des deutschen Regimes vor einiger Zeit zogen. Ein staatlicher Fernsehsender hatte *die gesetzlich festgeschriebene und deshalb längst bekannte Tatsache „aufgedeckt“, dass private Sparbeträge aus der als dritter Pfeiler der Altersversorgung geförderten freiwilligen „Riester-Rente“ bei Bedürftigkeit an die Sozialhilfe angerechnet werden. Der Bericht kam deshalb zu dem Schluss, dass sich die private Altersvorsorge für viele Personen, die über bescheidene Rentenansprüche verfügen, nicht lohne: „Wer Pech hat, der spart mit seinem Riester-Vertrag nicht für den eigenen Lebensabend, sondern fürs Sozialamt.“* Das Finanzministerium kritisierte in einer Stellungnahme daraufhin die *„höchst bedenkliche Grundhaltung“* und das Arbeitsministerium formulierte die Konsequenz: *„mit der gleichen zynisch-pessimistischen Grundeinstellung könnte man sämtliche Sparvorgänge und in letzter Konsequenz auch die Erwerbstätigkeit einstellen und auf die Versorgung durch das Gemeinwesen vertrauen.“*<sup>{28}</sup> Bingo!

Sollten nicht nur wesentliche Institutionen, sondern auch die gesamte Gesellschaft kippen, dann, und wir wollen es nicht

hoffen, müßte der Neuaufbau tatsächlich im Nirgendwo beginnen – utopos. Eines der diesbezüglichen Projekte zur Vorbereitung habe ich bereits früher erwähnt: Seasteading. Einen Vorgeschmack gibt ein diesen Sommer erstmals stattfindendes Festival: *Ephemerisle*. Dabei geht es um den Aufbau einer ephemeren Insel, einer *temporären autonomen Stadt*, wie die Organisatoren es bezeichnen, *in der jeder seine eigenen Gesetze entwerfen kann, seine eigenen Strukturen bauen kann und mit seiner eigenen Gesellschaft experimentieren kann.*<sup>{29}</sup> Jedem seine eigene Gesellschaft! Dies ist eine verständliche Reaktion auf den Mißbrauch gesellschaftlicher Bezüge durch die Parteipolitik. Daß der Bau von Flößen uns dem Ziel einer nachhaltigeren, gerechteren, sinnerfüllteren Gesellschaft näherbringt, wage ich aber zu bezweifeln. Utopische Gesellschaften, also solche, die auf einer tabula rasa rein durch „Wahl“ der Beteiligten geschaffen werden, halte ich nicht für sonderlich nachhaltig. Denn diese Gesellschaften gehen mit dem ersten Konflikt zugrunde. Wenn eine Gesellschaft durch einen einfachen Wahlakt begründet werden kann, wird sie auch durch einen solchen aufgelöst, wenn sie dem Einzelnen nicht mehr bequem ist. Genauso wie Beziehungen, die unter der Devise eingegangen werden, daß man genauso gut mit jedem anderen „zusammen“ sein könnte, besonders kurzlebig

sind. Das Gras auf der anderen Seite ist immer saftiger. Die historischen Aufzeichnungen bestätigen dies: Die USA waren einst ein solches Experimentierfeld utopischer Gemeinschaften. Von vielen hundert, die begründet wurden, überlebten nur drei mehr als eine Generation.\*<sup>30</sup>\*

## Die Partei

Wer die Berufung zur Politik in sich spürt, in jenem strengen Sinne, den ich in früheren Scholien diskutiert habe, aber keinen Platz für sein Wirken im Lokalen findet, vermag einen Platz darüber wahrzunehmen: Durch eine Hilfestellung, die aufgrund ihrer Spezifität ein bewältigbares Maß hat und dadurch vielen Menschen in mehreren lokalen Kontexten dienstbar sein kann. Auf einer solchen Ebene, die dem Lokalen verbunden und behilflich ist, mag es auch Formen der Organisation geben, wiewohl die Organisation niemals ein Selbstzweck, sondern allenfalls ein Instrument ist. Dabei könnte sogar die heutige juristische Form einer Partei ein Instrument sein.

Die Partei im Sinne einer *pars populi*, einer Plattform, die bestimmten Partikularinteressen dient, um an die Futtertröge zu gelangen, ist freilich per se unmoralisch. Wer eine Partei

begründet, mit dem Ziel möglichst viele Wählerstimmen zu sammeln, schadet mit allergrößter Wahrscheinlichkeit der Gesellschaft, auch wenn er dies nicht beabsichtigt. Das Werben um Wählerstimmen korrumpiert innerhalb kürzester Zeit, abgesehen davon, daß es ohnehin hoffnungslos ist, die Platzhirsche vom Futtertrog zu verdrängen. Wer dieses Instrument wählt, tut dies aus anderen Gründen. Es ist in jedem Fall ein Unterfangen mit geringer Aussicht auf Erfolg und kann nur besonders charakterstarken und selbstlosen Menschen empfohlen werden. Als Instrument bietet eine Partei eine Chance der Teilhabe an der absurden Aufmerksamkeitskonzentration der Parteipolitik, die Außenwahrnehmung als legitime Plattform und den Schutzmantel des „Pluralismus“.

Eine weitere Partei, die sich beim Wähler anbietet, wäre nicht nur unmoralisch, sondern auch erfolglos. *The public does not want what the public wants.* Die Masse verachtet im innersten ihrer personalen Seele all das, was sie äußerlich präferiert. Wer den bestehenden Parteien Stimmen abluchsen wollte, müßte ein besserer Verführer sein – und würde dadurch noch neben den aktuellen Halunken schlecht aussehen. Die Menschen sehnen sich nach geradlinigen Führungspersönlichkeiten mit Rückgrat. Solche Personen kümmern sich per Definition nicht um die Stimmen, die sie erhalten. Damit

Menschen, die sich des Instrumentes einer Partei bedienen, auch nur den Funken einer Hoffnung haben können, etwas zum Positiven zu verändern, müssen sie diesen Zugang konsequent durchziehen: Das absolute Desinteresse am Wahlergebnis glaubwürdig vermitteln und leben. Dann könnte es sein, daß sie nicht nur kurz Aufmerksamkeit erlangen, sondern auch manchen Eindruck hinterlassen.

Doch wozu das Ganze? Sinn würde dies nur machen, wenn es kein Selbstzweck wäre. Aufklärung alleine ist zu wenig. Das hätte missionarischen Charakter und dafür ist das Instrument Partei nicht geeignet. Diese äußere Form könnte allenfalls das Instrument einer Organisation sein, die einen positiven Inhalt hat, weil sie positiv wirkt. Gäbe es eine Hilfsorganisation, die Menschen im Lokalen dabei unterstützt, den institutionellen Wandel zu überstehen und die Lücken mit Besserem, Nachhaltigerem auszufüllen, dann könnte sich diese überlegen, die Form einer Partei zu wählen, um diese Aufgabe durch erwähnte Vorteile zu erleichtern. Ohne positiven Inhalt, der durch konkretes Bessertun entsteht, ist jedes Liebäugeln mit Parteikonstrukten illusionäre Besserwisserei, die von wichtigen Aufgaben ablenkt.

## Hisbollah als Vorbild

Ein Beispiel für eine solche Nutzung einer Parteihülle für eine Organisation des Wandels wird den geschätzten Leser vielleicht schockieren: Die Hisbollah. Es handelt sich hierbei nicht bloß um eine weitere Plattform für Politikinszenierung zu Beförderung von Partikularinteressen. Vielmehr ist die Hisbollah eine Organisation, die an die Stelle klassischer Parteien tritt. Ihr Erfolg erklärt sich genau dadurch: Sie ist primär eine Hilfs- und Sicherheitsorganisation, die von der Bevölkerung als effektiv wahrgenommen wird.

Der islamische Hintergrund gibt ihr dabei ein universalistischeres Gepräge, das mit den Partikularismus klassischer Parteien kontrastiert. Die inhaltliche Ausrichtung ist durch den religiösen Bezug starr – und kann dadurch auch weniger opportunistisch sein. Die Hisbollah gibt vor, den Gläubigen zu dienen, nicht nur Parteimitgliedern. Interessanterweise findet sie zunehmend auch unter den Christen im Libanon Anhänger, die der Parteipolitik müde sind. Für viele handelt es sich um die einzige Organisation, die die Souveränität des Landes zu bewahren vermag.

Interessant ist die Struktur der Hisbollah. Nach den zugänglichen Informationen zu schließen, ist der Aufbau extrem dezentral.\*<sup>31</sup> Es handelt sich weniger um eine Organisation im klassischen Sinn, sondern eher um ein Netzwerk humanitärer und militärischer Zellen, die durch die gemeinsame Orientierung an den geistlichen Führern verbunden sind.

Die im Gegensatz zur Hisbollah sunnitische Hamas in Palästina folgt einem ähnlichen Modell. Ich möchte mit dieser Darstellung natürlich nicht die konkreten Organisationen preisen. Es geht mir bloß darum, einen Hinweis zu geben, wie Organisationen ungefähr aussehen, die an die Stelle der gegenwärtigen Parteien treten könnten, wenn der Frust über die bestehenden Formen schlagend wird. Solche Organisationen, wenn sie wirkliche Instrumente des Wandels sein wollen, bieten keine „Ämter“ des Nehmens – der „Verantwortlichkeit“ ohne Verantwortung, der Wichtigtuerei und Dampfplauderei. Sie haben auch kein Parteiprogramm, das den kleinsten gemeinsamen Nenner an Gemeinplätzen einer möglichst großen Gruppe potentieller Wähler enthält. Es handelt sich um Netzwerke des Gebens, in denen Menschen Ressourcen, Kompetenz, Einsatz bündeln. Es ist nicht sonderlich wahrscheinlich, daß sie die Begehrlichkeiten und Anreize überle-



ben. Aber der verbleibende Funken Hoffnung berechtigt dazu, diese mögliche Aufgabe zu thematisieren, bevor dazu Berufene sie übersehen.

## Liebe

Man mag es mir als schwülstiges Romantisieren auslegen, daß ich das Geben und den Dienst so sehr betone. Das ist mir gleich, ich bin weniger an der Wirklichkeit und mehr an der Wahrheit interessiert. Nicht konkrete Menschen will ich heroisieren (und schon gar nicht mich – ich komme meinen Maßstäben nicht einmal nahe), sondern dem Heroischen im Menschen Mut zusprechen.

Das Geben und der Dienst haben viel mit Liebe zu tun, und Liebe ist einer jener starken Begriffe, die stets Gefahr laufen, überstrapaziert zu werden. Nichts läge näher als angesichts der Mißstände der Welt, die wir als kleine Frustrationen, Ungerechtigkeiten und Meldungen des Schreckens und des Wahnsinns wohlgenährt im Wohnzimmeressel erleben, mit Haß zu reagieren. Lebten wir mit der Entbehrung, könnten wir Unbill wohl leichter ertragen. Die Liebe ist die Fähigkeit, das potentiell Gute im Sumpf der gegenwärtigen Wirklichkeit zu sehen. Dies ist eine allgemeinere Fassung der Feststellung

von Viktor Frankl, daß die Liebe für einen Menschen bedeutete, ihn so zu sehen, „wie er gemeint ist“. Wahre Liebe mache daher nicht blind, sondern vielmehr sehend.<sup>{32}</sup> Und wieder: Wahrheit versus Wirklichkeit.

Von meinem Kollegen Dr. Eugen-Maria Schulak wurde ich auf eine interessante begriffliche Differenzierung der Liebe aufmerksam gemacht: Eros und Agape. Diese Konzepte unterscheiden sich hinsichtlich der Richtung der Liebe.

Eros ist die emporstrebende Liebe. Diese entspricht in gewisser Weise einer Sehnsucht, einem Streben nach Höherem, nach Erkenntnis, einer Ergriffenheit durch Gutes, Wahres und Schönes. Diese nach oben gerichtete Liebe ist im übertriebenen Sinne das „Anhimmeln“. Der Richtung nach verläuft sie bottom-up.

Agape ist die herabsteigende Liebe. Diese entspricht der Gnade und dem Mitleid. Der alte semitische Ausdruck dafür ist *rhḡm*, mein Vorname leitet sich davon ab. Als ich die hebräischen Entsprechungen der drei Buchstaben in die Google-Bildersuche einspeiste, geriet ich in einen Porno. Heute steht der Urbegriff für die Vagina, einst stand er für den poetischen Mutterschoß. Das Modell der Agape ist die elterliche

Liebe. Diese nach unten gerichtete Liebe ist ein „Aufhelfen“. Der Richtung nach verläuft sie top-down.

Eros leitet zur selbsttätigen Vervollkommenung. Agape hilft dabei. Das Dienen im ursprünglichen Sinne ist eine Funktion der Agape. Das loyale Folgen ist eine Funktion des Eros. So betrachtet kann ich meine Abneigung gegenüber dem top-down mäßigen. Wie zwischen Eltern und Kindern ist Agape bloß stets in Gefahr, zum Befehl zu verkommen. Hilfe aus Liebe ist immer Hilfe zur Selbsthilfe, sie möchte zum Gehen ermutigen und aufhelfen, nicht das Gehen abnehmen. Ungeduld führt oft dazu, herrisch zu sein. Ludwig von Mises warnte einst: *Wer seinen Mitmenschen nicht zu dienen in der Lage ist, will sie beherrschen.*<sup>{33}</sup> Dienen bedeutet allerdings nicht, stets das zu tun, was der agape-Geliebte will. Das wäre Bedienen. Dienen bedeutet, jemandem dabei zu helfen, das zu sein, was er sein kann und soll, nicht unbedingt, was er ist.

Der wahrhafte Politiker im besten Sinne hilft den Menschen nicht dabei, ihre gegenwärtigen Begierden zu erfüllen auf Kosten ihrer Zukunft und Gesellschaft. „In Wahrheit seid Ihr gar nicht so dumm, Ihr stellt Euch nur so!“ wird er ihnen tadelnd entgegen halten, wenn sie sich mittels Wahlzettelregime bequemere und durchschnittlichere „kleine Übel“ zu

ihren Herren wählen, die ihnen mit ihrer gnadenlosen (Agape-freien) Niemandsherrschaft die Illusion geben, herrenlos „frei“ zu sein.

## Der Papst und die Freiheit

Zurück zum Papst: Sein Freiheitsverständnis entspricht grundsätzlich exakt (geradezu buchstäblich) jenem des zuvor zitierten Ayatollahs: *Jeder findet sein Glück, indem er in den Plan einwilligt, den Gott für ihn hat, um ihn vollkommen zu verwirklichen: In diesem Plan findet er nämlich seine Wahrheit, und indem er dieser Wahrheit zustimmt, wird er frei (vgl. Joh 8, 22).* Er unterscheidet sich nur darin, daß die Liebe häufiger angesprochen wird – sie steht bei ihm nämlich in direkter Beziehung zur Freiheit: *Die Wahrheit zu verteidigen, sie demütig und überzeugt vorzubringen und sie im Leben zu bezeugen, sind daher anspruchsvolle und unersetzliche Formen der Liebe. Denn diese »freut sich an der Wahrheit« (1 Kor 13, 6).*✠<sup>34</sup>✠

Auch hinsichtlich der Verurteilung des modernen Freiheitsbegriffs ist er mit dem Ayatollah einig und kritisiert ebenfalls den Anthropozentrismus: *Im Grund steht hinter dem radikalen Freiheitsverlangen der Neuzeit ganz klar die Verheißung: Ihr werdet sein wie Gott. [...] Das implizite Ziel aller modernen*

*Freiheitsbewegungen ist es, endlich wie ein Gott zu sein, von nichts und niemand abhängig, durch keine fremde Freiheit in der eigenen beschränkt. Wenn man erst einmal diesen versteckten theologischen Kern des radikalen Freiheitswillens sieht, dann wird auch der fundamentale Irrtum sichtbar, der sich selbst da noch auswirkt, wo solche Radikalismen direkt nicht gewollt, ja, abgelehnt werden. Ganz frei sein, ohne die Konkurrenz anderer Freiheit, ohne ein Von und ein Für — dahinter steht nicht ein Gottes-, sondern ein Götzenbild. [...] Die jakobinische Variante der Befreiungsidee (nennen wir die neuzeitlichen Radikalismen einmal so) ist Rebellion gegen das Menschsein selbst, Rebellion gegen die Wahrheit, und darum führt sie den Menschen — wie Sartre scharfsichtig gesehen hat — in eine Existenz des Selbstwiderspruchs, die wir Hölle nennen.\*<sup>(35)</sup>\**


Die Sehnsucht, von der Wahrheit frei zu sein, also ungebunden davon, wie die Dinge und Menschen eigentlich sind, führt in die Illusion. Wer alles sein und alles haben will, ist und hat am Ende nichts mehr. In den Alltag würde ich das so übersetzen und mich sofort im Widerspruch zum zeitgeistigen Vorhof des Papstes sehen: Die ersehnte Chancengleichheit wird zur Gleichheit darin, keine nennenswerten Chancen mehr zu haben – im Kampf gegen Schicksal, Zufall, Fügung, Biographie und jede Differenzierung wird der Begriff der

Chance etymologisch ausgesaugt und bleibt als leere Wort-  
hülse übrig, die bei der leichtesten realen Beanspruchung  
zerbricht. Das ersehnte Bürgergeld im Sinne der Prinzessin-  
nen-Apanage für jedermann wird zur Zuteilung von Papier-  
fetzen, für die man keine Güter mehr bekommt. Dann kom-  
men die Essensmarken, die Preiskontrollen, der Hunger. Das  
ewige Kind, das auch einmal Prinzessin sein wollte, erwacht  
als geknechteter Straßenjunge, den die Niemandsherrschaft  
zum Betteln und Stehlen mißbraucht.

Nur durch Wahrheit kann man wahrhaft frei sein. Und nur  
durch Liebe die Wahrheit erkennen. Liebe ist die Gabe zuzu-  
hören, sich auf etwas einzulassen, das einem zunächst wider-  
strebt, die Bereitschaft, das Unbequeme, Mühsame, Unvor-  
teilhafte in Kauf zu nehmen, aus dem Zynismus der „Realität“  
und des „Pragmatismus“ auszubrechen, zu geben, ohne die  
Erwartung, sofort und mehr zu bekommen; das bedeutet  
auch: Gewohntes aufzugeben, wenn es nicht der Wahrheit  
entspricht, im Tausch für das Ungewisse.

## Etymologie der Freiheit

Doch was ist das überhaupt, die Freiheit? Um einen Begriff  
zu verstehen, sehe ich mir immer zunächst dessen Geschichte

an. Die älteste, überlieferte Entsprechung des Begriffs findet sich bei den Sumerern. Es handelt sich dabei um , *Ama-gi*. Die Zeichen befinden sich in einem Dokument aus dem 24. Jahrhundert vor Christus (!), das von bemerkenswerter Aktualität ist.<sup>(36)</sup> Darin wird eine extrem tiefgreifende politische Reform im Gliedstaat Lagasch beschrieben. Die Menschen lebten in drückender Armut und Knechtschaft, die – so beschreibt es das Dokument – durch bürokratischen Wahnsinn verursacht wurde. Preis- und Lohnkontrollen, minutiöse Regulierungen, konfiskatorische Steuerlast erstickten jede Wirtschaftstätigkeit. 2350 vor Christus trat jedoch König Urukagina die Herrschaft an und entmachtete die Bürokratie. Er schuf sofort alle Preis- und Lohnkontrollen ab und stellte den Interventionismus ein. Das Dokument schreibt, daß er *Ama-gi* gebracht hatte.

Interessant ist die direkte Übersetzung des Begriffs, wenn man die Keilschriftzeichen einzeln auflöst: *Rückkehr zur Mutter*. *(M)Ama*, nimm uns dumme, schlimme Kinder wieder in den Arm und tröste uns über die Wunden, die wir uns selbst zugefügt haben! Vermutlich wurde *Ama-gi* aber bald wieder langweilig und neue Illusion lockte fort vom Mutterschoß.

Bei den alten Griechen hieß die Freiheit *ελευθερία, eleutheria*. Über die alte Form *eliferos* leitet sich auch das Wort *liber* der Römer ab, das ebenso „frei“ bedeutet. Die Wurzel steht bemerkenswerterweise für Wachstum. Verbunden damit ist auch der Nachwuchs. Bei den Römern hatte die Ehe den klaren Zweck, weitere „Freie“ hervorzubringen, also Bürger anstelle von Sklaven. Darum nannten die Römer ihre Kinder *liberi*. Interessanterweise stammt das deutsche Wort *Leute* von derselben indogermanischen Wurzel. Der Bezug ist das Wachstum des Volks.

Das deutsche Wort *Freiheit* hingegen kommt vom altpersischen (avestischen) Ausdruck *fryo*, und der bedeutete einst „wertvoll“, „eigen“. Diese Bedeutung ist noch in einigen verwandten Begriffen andeutungsweise erhalten. Das *Freien* meint, etwas zu eigen machen. *Frieden* ist ursprünglich ein Verb und bezeichnet die Abtrennung und den Schutz des Eigenen und damit Wertvollen. Das eigene Beet, das eigene Haus, der eigene Acker wird umfriedet. Das Wort *Friede* ist also eng mit der Freiheit verbunden. Auch der *Freund* leitet sich von derselben Wurzel ab. Er ist uns schließlich wertvoll. Das alte deutsche Nomen für Freiheit war übrigens *Freihals* – wortwörtlich ist der eigene Hals frei von einem fremden Joch.



So bezeichneten die Römer selbst jene Völker, die sie noch nicht unterworfen hatten, als Freie: Der Stamm der Franken hat etwa diese Bedeutung, aber auch die Schwaben – vom slawischen Ausdruck für Freiheit, der heute noch *svoboda* lautet und Wienern als Familienname bekannt ist.

Wenn es um Personen geht, so steht der *Freie* meist für den Adligen, wie etwa beim deutschen *Freiherrn*. Am deutlichsten ist der Bezug im Neupersischen, auf das ich noch kurz eingehe, weil der Begriff vielleicht aufgrund des Tagesgeschehens bekannt ist: *Azadi* fordern die Demonstranten am *Azadi-Platz*. *Azad*, frei, kommt von *ساز (san)* „geboren“ (vergleiche *liber*) und bedeutet ursprünglich „adelig“, „nobil“.

Die wesentlichen Bedeutungen des Begriffs *Freiheit* lassen sich in drei Themenbereiche aufteilen, die sich auch in der Etymologie wiederfinden: Ziele persönlichen Wachstums, Charakteristika einer Gemeinschaft und Tatsachen des menschlichen Lebens.

## Traditionale Freiheit

Freiheit ist zunächst eine Tatsache: Der Umstand, daß Menschen des Handelns fähig sind, unter Zielen und Mitteln wählen können. Ich halte es für unwahrscheinlich, daß diese

Tatsache in der Urzeit auf besondere Euphorie stieß. Freiheit in diesem Sinne impliziert die Möglichkeit, Fehler zu begehen. Am deutlichsten wird die Tatsache der Freiheit nämlich angesichts ihrer negativen Beschreibung: Der Mensch ist das am wenigsten determinierte Tier. Das bedeutet, daß er sich auch wider seine Natur verhalten kann. Wenn wir Schmerz verspüren, ziehen wir zwar instinktiv die Hand vom Herd des Schmerzens. Doch der Mensch hat die Gabe, seine Hand wider den Schmerz dort zu belassen. In extremis kann sich der Mensch selbst größten Schmerz, Schaden, sogar den Tod zufügen.

Wie bereits angedeutet, fällt das muntere Experimentieren nur in einer Situation des Überflusses leicht. In einem Leben, in dem es ums Überleben geht, sind Irrtümer und Illusionen tödlich. Die Tatsache der Freiheit wird also nicht sonderlich zelebriert worden sein. Der frühe Mensch nutzte seine Freiheit wohl zur größtmöglichen freiwilligen Bindung und damit Einschränkung der Optionen. Religion bezeichnet einen großen Bereich solcher Bindungen – *religare* bedeutet ja auch übersetzt „wieder-binden“. Daher überrascht es nicht, daß in der Moderne die Religion als eine der größten Beschränkungen der Freiheit interpretiert wird.

Einem Menschen, der sich freiwillig gebunden hatte, wäre es jedoch wohl nie in den Sinn gekommen, sich dadurch als unfrei zu betrachten. Ganz im Gegenteil handelt es sich dabei um die traditionale Auffassung von Freiheit. Traditionell nennt man das, was überliefert ist: also bis zum jeweiligen Tag weitergegeben wurde. Traditional bezieht sich im Gegensatz dazu auf eine Zeit, in der die Tradition die primäre Quelle des Wissens war. Der traditionale Freiheitsbegriff hat nichts mit dem traditionellen Freiheitsbegriff zu tun – letzter ist jener, den wir gewohnt sind zu benutzen. Der traditionale Freiheitsbegriff ist für den modernen Menschen konterintuitiv. Doch erinnern wir uns an die ursprüngliche Bedeutung von frei – *fryo*: gemeint ist die Bindung an das Wertvolle. Der Weg zur traditionellen Freiheit besteht in der Reduktion von Optionen (Wahlmöglichkeiten). Das Ziel des *Freiens* ist die Entscheidung für die eine: man bindet sich ein Leben lang (in der indoarischen Tradition sogar darüber hinaus). Wem noch alle Möglichkeiten offen stehen, der ist aus traditionaler Perspektive nicht frei: er nennt nichts sein eigen, ist kastenlos. Die traditionale Freiheit besteht nicht in der Möglichkeit der Kür, sondern sie ist eine Kür: harte Disziplin. Darum ist der Gedanke des Adels, des Edlen, so eng damit verbunden. Traditionale Freiheit ist teleologische Freiheit, das heißt sie bezieht

sich auf ein Telos, ein höheres Ziel. Stets impliziert sie Ungleichheit.

Die Härte des traditionellen Freiheitsbegriffs findet sich zunächst in besonders kultivierter Form in der Antike. Von den Römern sagt man, daß sie Entscheidungen in tiefster Ernsthaftigkeit, die sogar zeremoniellen Charakter hatte, trafen. Chaim Wirszubski schreibt: *Die Zuziehung fachkundiger Berater, bevor man irgend etwas Wichtiges unternahm, sei es im privaten oder im öffentlichen Leben, war bei den Römern eine tief eingewurzelte Denk- und Verhaltensgewohnheit. Libertas ist nicht so sehr das Recht, aus eigener Initiative zu handeln, als die Freiheit, einen „auctor“ zu wählen, dessen „auctoritas“ man bereitwillig akzeptiert.*<sup>(37)</sup>

Dieser Zugang wird verständlich, wenn wir uns bewußt machen, daß in der Antike persönliche Entscheidungen in der Regel schwerwiegende Folgen nach sich zogen – denn sie waren endgültig: *etiamsi coactus, attamen voluit* (mag er auch dem Zwang unterstehen, er ist Folge seiner Wahl). In einer früheren Ausgabe beschrieb ich schon die Folge der Schuldknechtschaft aus freiwilligen Verträgen.

Freiheit erscheint so als Bürde, die man nicht jedem zumuten kann. Die frühesten Anfänge der „Frauenschutzgesetze“

führen auf diese Wahrnehmung zurück. Beim *Senatus Consultum Velleianum* wurde der berühmte Beschluß gefaßt, Frauen beim Vertragsabschluß vor allzu schwerwiegenden Folgen zu schützen. Denn, so die Argumentation, Frauen würden immer wieder von betrügerischen Zeitgenossen zwischen Tür und Angel zu unvorteilhaften Verträgen verleitet. Daher bekamen Frauen das Privileg zugesprochen, Verträge im Nachhinein für ungültig zu erklären, wenn sie sich ausgenutzt fühlten. Die Folge ist freilich mit einigem Hausverstand abzusehen. Leider fehlte dem Senat genauso wie heutigen Feministinnen dieser Hausverstand. Plötzlich wollte niemand mehr mit Frauen Verträge abschließen. Bei der nächsten Senatsversammlung bekamen die Frauen daher ein neues Privileg: Das Privileg, auf das vorherige Privileg zu verzichten! So blieb es bis zuletzt Usus im römischen Recht, daß Verträge, die Frauen unterzeichneten, den Passus enthielten: Hiermit verzichte ich auf das Privileg des *Senatus Consultum Velleianum*.

Daß Verträge eine Bindung darstellen, ist offensichtlich. Doch aus traditionaler Sicht umfaßt die Freiheit nicht nur selbstgewählte Bindungen – dies ist wohl der deutlichste Unterschied zur Moderne. Das dem Menschen Teure, Wertvolle, Eigene ist ihm zum Teil in die Wiege gelegt, zum Teil

Folge der Vorsehung. Der Freie erkennt, was das Seine ist, und nimmt es willentlich an.

## Bürgerliche Freiheit

In der Antike macht der Freiheitsbegriff seine erste große Wandlung durch. Vom persönlichen Telos wird er mehr und mehr zu einem gemeinschaftlichen, zumal das Gemeinwesen in der Antike eine neue Kulturstufe erreicht. Die *eleutheria* der Griechen tritt in den Hintergrund hinter gesellschaftliche Konzepte der *Autonomie* und *Isonomie*, die die Verfaßtheit eines Gemeinwesens bezeichnen.

Damit schleicht sich nach und nach allerdings eine gewisse demokratische Beliebigkeit ein, gegen die sich dann die Römer richten. Diese kontrastieren ihren Begriff der *libertas* mit der *licentia* – einer aus römischer Sicht falschen Freiheit ohne Gebundenheit und Mäßigung. Insbesondere die griechische *parrhesia*, eine frühe Form der „Meinungsfreiheit“, halten die Römer für letztlich das Gemeinwesen und damit die wahre Freiheit zersetzend. Die *licentia* nimmt im Gegensatz zur *libertas* auf die *dignitas* keine Rücksicht, die besondere Würde bestimmter Menschen innerhalb einer hierarchischen Gliederung. Hier klingen Reste eines traditionellen Freiheitsbegriffs

durch. Cicero prägte den berühmten Ausspruch *legum idcirco omnes servi sumus ut liberi esse possimus*: Wir fügen uns alle den Gesetzen, um frei sein zu können.

Zunehmend bezeichnet auch bei den Römern *libertas* einen politischen Begriff, der sich auf das Gemeinwesen bezieht. Nach Wirszubski meinte *libertas* als *politisches Schlagwort im römischen Parteienkampf primär eine Regierungsform und nicht die Rechte und Freiheiten des einzelnen Bürgers*. Diese Tendenz in der Auffassung von *libertas* erklärt sich nicht aus einer Abwertung der persönlichen Freiheit, sondern aus der Tatsache, daß, während die der römischen Zivität inhärenten Rechte fest verankert schienen, die überkommene republikanische Regierungsform eine schwere Prüfung durchzustehen hatte, und im Laufe der Zeit wurde es immer zweifelhafter, ob diese Regierungsform adäquat war und ob sie überhaupt fortbestehen würde.\*<sup>38</sup>\*

Die besondere Betonung der *res publica* scheint wie so oft ein Hinweis auf deren laufende Bedrohung zu sein: Ein beträchtlicher Teil der *plebs urbana* bestand aus den sogenannten *proletarii*, die kaum mehr als eine feile Stimme besaßen und sich fast ausschließlich für das billige Korn interessierten, das die Regierung austeilte, sowie für die von freigiebigen Magistraten arrangierten Gratislustbarkeiten – „*panem et circenses*“.

*Libertas* wurde gleichbedeutend mit dem römischen Bürgerrecht. Dies wird deutlich daran, daß Ausländer, die nicht Bürger von Staaten waren, die mit Rom einen Vertrag abgeschlossen hatten, die Rechtsstellung eines *servus sine domino*, eines Sklaven ohne Herren hatten. Dieses Bürgerrecht wird nach und nach zu einer Teilhabe am öffentlichen *panis et circenses*. Die Bürger faßten *libertas* allmählich primär im Sinne von Ordnung, Sicherheit und Vertrauen (!) auf, sodaß *libertas* zu einem Synonym für *otium* wurde: das müßige Leben, in dem selbst man möglichst keinem *neg-otium* (Erwerb) nachgehen muß.

Nach dem Zusammenbruch der römischen Zivilisation schwand der bürgerlich-politische Freiheitsbegriff wieder zugunsten des traditionellen. Der Zerfall der antiken Strukturen führte zu einem Aufblühen der ritterlichen Ideale traditionaler Freier. Frei war wieder, wer wehrhaft war (Waffen sind das Privileg traditioneller Freier), personale Loyalitäten band und die Ordnung trug. Im Mittelalter dominierte der traditionale Freiheitsbegriff, der einer christlichen Zählung unterworfen wurde.

Mit der Renaissance fand jedoch wieder ein Anknüpfen an die Antike statt: Der bürgerliche Freiheitsbegriff kam dem



erstarkenden Bürgertum gelegen, das sich gegen die erstarrten Formen der alten Ordnung wandte. Aus dem Kampf eines bürgerlichen Gemeinwesens gegen *rex* und *regnum* (Begriffe, die schon bei dem republikanischen Römern Schimpfwörter waren) entstand der Liberalismus – jene Ideologie, die die Freiheit sogar im Namen trug. Das erste Mal trat er Begriff in Spanien auf, als die Fraktion der *los liberales* den *los serviles* gegenüberstand. Letzterer Begriff bezeichnet die „Dienstbaren“ – in der Moderne klingt dies nach einer Schmähung. Doch daß sich Menschen selbst als „servil“ bezeichnen, weist auf ihre traditionale Ausrichtung.

## Individualistische Freiheit

Dem bürgerlichen Freiheitsbegriff der ursprünglichen Liberalen geht es um die Gestaltung der Gesellschaft und ihrer Institutionen. Das Problem hierbei ist stets, dem Utopismus zu erliegen, dem Gedanken, daß sich der Mensch durch bessere Institutionen verbessern ließe. Die beliebige Formbarkeit von Institutionen verleitet auch bald dazu, den Mensch als beliebig formbar anzusehen. Die bürgerliche Emanzipationsbewegung führt so nach und nach zu einer Wandlung des Freiheitsbegriffs hin zur individualistischen Freiheit. Wenn

die Gesellschaft frei formbar ist, warum sollte dann nicht auch der Einzelne diese frei wählen?

Das Motiv individualistischer Freiheit ist schon in der Renaissance recht deutlich. Giovanni Pico della Mirandola schreibt etwa im 15. Jahrhundert: *Keinen festen Ort habe ich dir zugewiesen und kein eigenes Aussehen, ich habe dir keine dich allein auszeichnende Gabe verliehen, da du, Adam, den Ort, das Aussehen, die Gaben, die du dir wünschst, nach eigenem Willen und Ermessen erhalten und besitzen sollst. Die beschränkte Natur der übrigen Wesen wird von Gesetzen eingegrenzt, die ich gegeben habe. Du sollst deine Natur ohne Beschränkung nach deinem freien Ermessen, dem ich dich überlassen habe, selbst bestimmen. Ich habe dich in die Weltmitte gestellt, damit du umso leichter alles erkennen kannst, was ringsum in der Welt ist. Ich habe dich nicht himmlisch noch irdisch, nicht sterblich noch unsterblich geschaffen, damit du dich frei, aus eigener Macht, selbst modellierend und bearbeitend zu der von dir gewollten Form ausbilden kannst. [...]* *Wer sollte so ein Chamäleon nicht bewundern?*<sup>39</sup>\*

Der individualistische Freiheitsbegriff mißt sich an der Zahl der Optionen. So ist es kein Wunder, daß wesentliche Stränge dieses Zugangs eine Wut gegen bestehende Bindungen entwickelten. Der Wunsch, sich völlig frei „selbst zu definieren“,

läuft allerdings Gefahr, ein Rezept des Scheiterns zu sein. Es ist offensichtlich, daß die verheerendsten Ideologien der Neuzeit Stränge dieser Entwicklung sind. Dies ist paradox, aber Paradoxa überraschen uns nicht.

Fassen wir zusammen: Der individualistische Freiheitsbegriff geht von der Freiheit als Tatsache aus und zielt auf die Vergrößerung der Optionen des Einzelnen ab. Der bürgerlich-politische Freiheitsbegriff sieht Freiheit als ein Gut an, nämlich ein spezifisches Qualitätskriterium der Gesellschaft. Für den traditionellen Freiheitsbegriff ist Freiheit ein Telos, erreichbar durch Vervollkommenung.

## Synthese der Freiheit

Was ist nun die wahre Freiheit? Bei oben skizzierten Begriffen handelt sich jeweils um Aspekte, die in der Verkürzung allesamt Probleme aufwerfen. Wenn sich Menschen als unfrei betrachten, ist dies stets ein Hinweis darauf, daß etwas nicht zusammenpaßt. Ich denke, es handelt sich vielmehr um eine Dissonanz zwischen Aspekten als um das Fehlen eines einzelnen Aspektes.

Dieser Aspekte sehe ich drei, die ganz analog zu den unterschiedlichen Freiheitsbegriffen sind. Der erste Aspekt ist die

Realität, bzw. Wirklichkeit, die Welt der Tatsachen, in der wir leben und leben müssen. Es handelt sich um das, was *ist*. Der zweite Aspekt ist jener der ethischen Ordnung, des Rahmens für unser Handeln und der Art und Weise der Beziehungen zu unseren Mitmenschen. Es handelt sich um das *Soll*. Der dritte Aspekt ist jener des Telos, des Lebenssinns. Es handelt sich um das, was wir in Wahrheit sein *wollen*. Unfrei sind wir, wenn zwischen diesen Aspekten Dissonanz herrscht. Wenn Sein, Sollen und Wollen nicht zusammenpassen. Schrecklich ist es, wenn diese Dissonanz wächst, dann fühlen wir uns wie Sisyphus. Freiheit hingegen ist Konsonanz zwischen dem, was ist, dem was sein soll und dem, was wir wollen.

Ich verwende den Begriff Konsonanz, weil nicht eine Identität zwischen den Aspekten gemeint, sondern das Zusammenklingen, das durchaus eine konstruktive Spannung zulässt. Wenn wir wissen, wie wir unserer Existenz Sinn geben können, und das mit dem harmoniert, was unser Gewissen spürt, dann ist der Unterschied zu den bestehenden Tatsachen motivierend.

So unterschiedlich wie die Menschen ist ihre Freiheit. Doch nicht alles, was Menschen Freiheit nennen, ist auch wahre

Freiheit. Viele vermeinen, sinnerfüllt Gutes zu tun, sehen aber den Tatsachen nicht ins Auge und leben daher in einer Scheinwelt. Andere fixieren sich auf die Tatsachen und meinen ihren Sinn im zynischen Ausnützen dieses Wissens zu finden. Wenn sich ihr Gewissen nicht meldet, legen sie sich mit einem höheren Gewissen an: Was leicht gewonnen ist, ist schnell verloren. Wer die Gesellschaft untergräbt, dem kann sie leicht über dem Kopf zusammenbrechen.

## **Der Priester und der Narr**

Eine weitere Tatsache jedoch ist die Schwäche des Menschen. Darum ist der Weg zur wahren Freiheit schwierig und zu allererst ein Kampf mit uns selbst. Der Wahnsinn der Welt und die Mängel der Realität sind zwar nicht gänzlich irrelevant für unsere Freiheit und können uns knechten, indem sie das praktische Beschreiten unseres persönlichen Sinnpfades blockieren. Daher ist es auch eine unzulässige Verkürzung, die Freiheit in der völligen Weltflucht und damit Realitätsflucht zu suchen. Doch es handelt sich dabei um nur einen Aspekt, und es ist jener Aspekt, der oft verschwindet neben den Blockaden und Dissonanzen, die wir selbst verschulden.

Dr. Twardosz machte mich auf einen Nachruf eines interessanten Denkers aufmerksam, der die heiklen Mittelwege der Freiheit schön artikuliert. Der polnische Philosoph Leszek Kolakowski warnte zu Recht: *bei jeder praktischen Umsetzung noch so hehrer Ideale dürfen wir nie vergessen, daß die menschliche Existenz eine «löchrige», eine gebrochene sei.*<sup>{40}</sup>

In einem berühmten Aufsatz aus dem Jahre 1959 kontrastiert Kolakowski zwei Aspekte der Existenz, insbesondere der philosophischen: Der Priester und der Narr. Dabei handle es sich um *einen die Geisteskultur prägenden Wettbewerb zwischen dem „Wächter des Absoluten“ und dem „Zweifler“*. Die Narren hätten die Aufgabe, ständig darüber nachzusinnen, *ob nicht die entgegengesetzten Ideen Recht haben*. Doch auch die Priester, die das Bestehende gegen das Neue verteidigen, hätten eine Existenzberechtigung, *wenn das Ganze nicht in die Luft fliegen soll*. Kolakowski warnt: *Für jedes Stück, das wir Fortschritt nennen, müssen wir zahlen, und wir können Aufwand und Gewinn nicht miteinander vergleichen. Dass wir keine solche Bilanz ziehen können, ist bereits Teil unseres unheilbaren Krüppelwesens*. Den Zwiespalt bringt schön auf den Punkt: *Hätten nicht die neuen Generationen unaufhörlich gegen die ererbte Tradition revoltiert, würden wir noch heute in Höhlen leben; wenn die*

*Revolte gegen die ererbte Tradition einmal universell würde, werden wir uns wieder in den Höhlen befinden.*

Wenn ich in diesen Scholien so oft das Alte ausgrabe, den Staub wegpuste und es liebevoll in diesem geistigen Setzkasten arrangiere, dann, weil ich befürchte, daß wir uns auf dem Weg zurück in die Höhlen befinden, nicht weil ich im Staub in meinem Element wäre. Das Paradoxe daran ist, daß der Weg dorthin das falsche Ansehen genießt, der Weg des Fortschritts zu sein. Kolakowski formuliert eine Vision eines alternativen Weges: *Es geht uns um die Vision einer Welt, in der die am schwersten zu vereinbarenden Elemente menschlichen Handelns miteinander verbunden sind, kurz, es geht uns um Güte ohne Nachsicht, Mut ohne Fanatismus, Intelligenz ohne Verzweiflung und Hoffnung ohne Verblendung.*

# Bedienungsanleitung

Zur nachgereichten Einführung (ich heiße die neuen Leser herzlich willkommen!) und Erinnerung: Die Scholien sind eine persönliche Sammlung von Notizen, die keinen fremden Zwecken dienen, keiner Systematik folgen und nicht gefallen wollen (aber dürfen).

Scholien sind lose Randnotizen in schweren Büchern. Während das Buch systematisch zusammenfügt, ist die Notiz beiläufig, stets persönlich, eigentlich intim, verzettelt sich hie und da und wandert doch leichtfüßig über die schwierigsten Inhalte. Dieser Publikation füge ich ganz bewußt kein Inhaltsverzeichnis voran, keine Inhaltsangabe hintan, gebe ihr kein eigentliches Thema. Bloß ein Motto werde ich nunmehr zufällig aus dem Text picken, als Einladung und Widmung, nicht als Titel.

Gelegentlich führt ein kleines Sonnentor ☼ aus dem Text jeweils zu einer Endnote, die hier aufgelistet ist: <http://wertewirtschaft.org/scholien>. Die Verleitung ins Netz macht es einfacher, Verweisen zu folgen. Diese Spur ist aber rein optional und nicht notwendig.



Das Titelbild gestaltet die Künstlerin Ingeborg Knaipp, das Lektorat besorgt Stefan Sedlaczek. Alle verbleibenden Widersprüche und Unstimmigkeiten, die Mängel des Mottos und die absichtlichen Themaverfehlungen sind allein mir zuzuschreiben.

Falls Sie dieses Exemplar zur Ansicht erhalten haben und kein Mitglied des Instituts für Wertewirtschaft sind, würde ich mich freuen, wenn Sie diese Scholien regelmäßig druckfrisch beziehen möchten. Bitte bestellen Sie Ihr Abonnement auf der Seite <http://wertewirtschaft.org/scholien>. Als Beitrag zu den Druck- und Versandkosten erbitten wir mindestens 60 € für ein Jahr. Ab einer Unterstützung von 60€ im Jahr erhalten Sie als Mitglied unseres Instituts auch alle neuen Analysen zugeschickt.

Allgemeine und organisatorische Anfragen bitte an [info@wertewirtschaft.org](mailto:info@wertewirtschaft.org), inhaltliche Anregungen, Antworten auf meine Fragen und Fragen zu meinen Antworten, Ideen, Kontaktvorschläge, Buchempfehlungen und Kritik an [scholien@wertewirtschaft.org](mailto:scholien@wertewirtschaft.org) zu senden.